This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN SVHL 8

50543.7.22

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Die Freigelassenen.

Bildungsgeschichte aus Oesterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangenen
und gehen am Vergangenen zu Grunde.
Goethe.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1875.
Verlag von Otto Janke.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Die Freigelassenen.

Erster Band.

Die Freigelaſſenen.

Bildungsgeſchichte aus Oeſterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangenen
und gehen am Vergangenen zu Grunde.
Goethe.

Zweite Auflage.

Erſter Band.

N 730

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Berlin, 1875.
Druck und Verlag von Otto Janke.

50543.7.22

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

Hugo Reisinger fund,
(2 vol.)

Inhalt des ersten Bandes.

			Seite
1.	Capitel.	Spielt im österreichischen Ausland . . .	3
2.	„	Eine Familie aus der wiener Aristokratie .	19
3.	„	Die Jugendgespielen	39
4.	„	Erste Katastrophe	63
5.	„	Eine Verschwörung gegen Thron und Altar	79
6.	„	Das Käthchen von Heilbronn	101
7.	„	Angebrochen	119
8.	„	Puppe und Schmetterling	137
9.	„	Faschingsspäße	163
10.	„	Ein passend Paar	187
11.	„	Ein guter Oesterreicher	207
12.	„	Der Abschied	233
13.	„	Die Schweigenden	259
14.	„	Die Reise ins Blaue	277
15.	„	Politik und Liebe	293
16.	„	Der letzte Censurstrich	311

Erſter Band.

Friedliche Zeiten.

— medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.
Lucrez.

Erstes Capitel.

Spielt im österreichischen Ausland.

Sie haben es dort in der Ignoranz
am weitesten gebracht.
Frei nach Heine.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre. Ein trüber Novembertag, Wind, Regen, auch Schneeflocken. Ein Bauernwagen mit den vier kleinen ungarischen Pferdchen war auf der endlosen Pußta in Schlamm und Morast wiederholt stecken geblieben. Der alte Günter, der Oberverwalter der Gräflich Weißenstein'schen Patrimonial- und Avitikalherrschaften machte seine beschwerliche Inspectionsreise; sein Sohn Carl und vermuthlicher Amtsnachfolger, dermalen ein junger Student zwischen achtzehn und neunzehn, war sein Begleiter.

Halb erstarrt vor Kälte, von der langen und holperichten Fahrt an allen Gliedern wie zerschlagen, waren die Reisenden endlich zu später Abendstunde in dem gräflichen Amts- zugleich Wirthschaftsgebäude angelangt, welches dem so übel berüchtigten Bakonyerwalde ziemlich

nahe lag. Das große und plumpe Haus enthielt eine Unmasse unwirscher und schlecht möblirter, zum Theil fensterloser Zimmer. Der ungarische Unterverwalter und Oekonom, der auch des Deutschen ziemlich mächtig war, stellte seinem Vorgesetzten sogleich die eigene erträgliche Wohnung dienstfertig zur Verfügung, ließ Holzklötze in die rauchenden Oefen werfen und den einzig vorhandenen Riesentisch mit Schinken, Eiern, Speck, Paprika-Gulyas und verschiedenen feurigwilden Weinen herrschaftlicher Fechsung beladen. Tags darauf wurden dem alter Ego des Herrn Grafen die übrigen Wirthschaftsbeamten, auch die Knechte und Mägde vorgestellt, sämmtlich von ächt magyarischer Race. Die kräftigen Männer mit ihren edlen Zügen, den ernstmelancholischen Mienen und der stolzen Haltung sagten dem jungen Günter besonders zu.

Der Beamte führte die Herren im Laufe des Tages auf die Mais-, Reps-, Safran- und Kartoffelfelder; der schwache Ertrag der Herrschaft wurde besprochen, der nöthigen Zubauten erwähnt, der Aufnahme von Hilfsarbeitern und dergleichen. Man erging sich ein paar Tage in lästigen Rechnungen und Bilanzen. Eine Jagd im Bakonyerwalde und eine gelegentliche Zigeunermusik waren die Glanzpunkte des Aufenthaltes. Die

Knechte und Mägde rührten sich in abgemessener Weise bei den im Eingang melancholischen Klängen des Czardas mit den ernsthaft feierlichsten Mienen und den steifsten Bewegungen von der Welt. Es war wie eine Art gemüthlicher Todtentanz, welcher aber zum Schluß, bei dem rascheren Tempo der Musik, in ein rastloses und beinahe erschreckendes Zucken und Zappeln der Tanzenden auslief, in eine wilde Tarantella ohne südliche Grazie.

Am Morgen des Tages, welcher zur Weiterreise bestimmt war, wurde im Amtszimmer noch immer gerechnet und berechnet, als zwei Männer eintraten. Es waren kräftige Gestalten, gesund-braunen Antlitzes, mit glänzend gewichstem Schnurrbart, in die schützende Bunda gehüllt, nicht ohne die gewohnten Waffen darunter.

Der Beamte runzelte die Stirn. „Ihr seid's?" brummte er verdrießlich in ungarischer Sprache. „Hat Euch der Teufel schon wieder da? Ihr kommt mir zu oft!" —

„Wie's ausgemacht ist," — versetzte phlegmatisch der Eine der Söhne Arpads.

„In jedem Monat Einmal," — ergänzte der Andere mit volltönender Stimme.

„Nun ja!" nergelte der Beamte, — „Ihr ver-

ſäumt keinen Termin, man kennt das! Aber nehmt Euch in Acht! Die Comitatshaiducken ſind Euch auf der Ferſe, Euch Allen. Man will dem Unweſen hier ein Ende machen, daß Ihr's wißt!" fügte der Mann mit einem faſt drohenden Blick hinzu und ſteckte die Schreibfeder hinter's Ohr.

Die Beiden ſahen einander an und verzogen die ernſten Mienen zu einem höhniſchen Lächeln.

„Wie ſteht's mit unſerm Deputat?" fragte der Phlegmatiſche, die kurze Tabakspfeife im Munde und den Schnurrbart ſtreichelnd.

„Da draußen liegt Alles bereit" — erwiderte der Verwalter barſch — „Wildpret, Speck, Brod und Wein — mehr als Ihr verlangtet — und diesmal ſogar ein Stück Geld" — ergänzte er mit Bedeutung. „Der János wird Euch Alles einhändigen."

Die Männer nickten ſtumm mit dem Kopfe, warfen ſich einen ſcharfen Blick zu, der wohl eine Art Bedenken über die ungewohnte Freigebigkeit ausdrücken mochte und wendeten ſich langſam nach der Thür, ohne die fremden Gäſte zu beachten.

„Halt, noch Eins!" rief ihnen der Beamte nach. — „Mit den freiwilligen Gaben iſt's von heute an zu

Ende," erklärte er den Leuten mit Bestimmtheit. „Darum laßt Euch hier ja nicht wieder blicken, wenn Euch Eure Köpfe lieb sind!"

Die Männer machten einen Schritt vorwärts und betrachteten sich den lebhaft gestikulirenden Landbüreaukraten mit ihren großen erstaunten Augen, beiläufig wie ein paar Naturforscher, denen sich ein merkwürdiges Insekt mit seinen zappelnden Bewegungen durch das Mikoskrop besehen darbietet.

„Heut über vier Wochen kommen wir wieder!" erklärte der Phlegmatische, indem er mit gleichgültiger Miene die letzten Wolken aus seinem Pfeifchen, mit den Fingern nachstopfend, lässig herausblies. Der Andere nickte stumm und stolz mit dem mächtigen, dichtbehaarten Haupte und so schritten Beide gravitätisch zur Zimmerthür hinaus.

Der kleine Verwaltungsbeamte stampfte zornig mit dem Fuß und stieß einen echt magyarischen Lieblingsfluch aus der Tiefe seines Herzens hervor.

Der alte Günter hatte die Scene beiläufig begriffen. Seinem wißbegierigen Sohn wurde die Aufklärung ertheilt, daß sich in verschiedenen Comitaten des gesegneten Ungarlandes eine nicht unbeträchtliche Anzahl friedlicher

Räuber („arme Burſche") herumtreibe, im Grunde gutmüthige Naturen, nur etwas arbeitsſcheu und von einem gewiſſen ſchrankenloſen Freiheitstriebe übermäßig beherrſcht, wie er den Söhnen der aſiatiſchen Steppe angeboren und kaum aus den Gliedern zu bringen iſt. Abgehärtet, immer in friſcher Luft, in den Wäldern herumſtreifend, regte ſich bei ihnen ſtets ein geſunder Appetit, im Winter ein wahrer Wolfshunger, was ſie auch, nach Art dieſer Raubthiere zuletzt veranlaßte, einzeln oder gelegentlich wohl auch in Banden auf Raub auszugehen. So überfielen ſie irgend ein einzelnes Gehöfte auf der menſchenleeren Pußta, verjagten die Bewohner, wenn ſie die Stärkeren waren, ſetzten ſich an ihre Stelle, verzehrten die Vorräthe und blieben oft wochenlang im Beſitz, bis etwa die Vertriebenen die weit entlegenen Nachbarn um Hilfe anriefen, die nicht immer zu dieſem Liebesdienſte bereit waren, oder bis — wenn der Angriff etwa einem Edelſitze gegolten hatte — ein militäriſches Piket langſam herbei kam, den Räubern Zeit ließ zu entkommen, im ſchlimmeren Falle aber die auf fremdem Eigenthum arglos Schlemmenden überrumpelte und das freiheitsliebende Häuflein nach verzweifelter Gegenwehr, ſo viele ihrer noch übrig waren, ohne Federleſens auf-

knüpfte — ein Lebensende, welches ein Jeder der zu Executirenden beiläufig in der Perspective hatte und auch mit völlig stoischem Gleichmuth über sich ergehen ließ. Hatte er sich doch durch ein paar Wochen, oder auch nur durch ein paar Tage, satt gegessen, satt getrunken!

In dieser Weise hatte sich das gemüthliche Stillleben des Karpathenlandes schon zu den Zeiten der Türkeneinfälle organisirt und eine geraume Weile fort gesponnen, bis endlich zwischen den Besitzenden und den Raubenden eine Art Compromiß zu Stande kam. Die notorisch bekannten Raubgesellen entsendeten nämlich zu gewissen Terminen ihre plenipotentiären Botschafter an die Edelsitze und sonstigen Gehöfte, welche ihnen Nahrungsmittel nach Kräften des Besitzers, und wär's nur Brod und Speck, ablieferten, sich damit die Befreiung von einem sonst sicher in Aussicht gestellten Raubanfall erkaufend; weigerte man sich aber des mäßigen Tributes, so konnte man gewiß sein, das retinente Schloß oder Gehöfte binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden in Flammen aufgehen zu sehen. Die Räuber selbst waren allgemein bekannte und durchaus nicht unbeliebte Persönlichkeiten, die mitten in friedlich-schmutzigen Dörfern hausten, ohne zu besorgen, daß man sie etwa den von

Zeit zu Zeit streifenden Panduren oder Polizeisoldaten verrathen würde. Auch die Dorfrichter wie die Comitats-Autoritäten drückten ein Auge zu über die von beiden Parteien genehmigte gemüthlich-räuberische Organisation. So hatten auch jene beiden wackern Gesellen ihr Deputat friedlich eingeheimst, das ihnen der herrschaftliche Beamte, so sehr sie ihn in Harnisch brachten, nicht verweigern durfte. — „So wird's wohl auch in Zukunft gehen," — seufzte er, — „wenn die hohe Regierung nicht endlich ein Einsehens bekommt und gehörig Ernst macht." — So mancher, auch in Ungarn begüterte reiche Wiener Banquier, berichtete er schließlich dem aufmerksam zuhorchenden Carl Günter, habe aus Scheu vor den ungebetenen Gästen bisher noch nicht den heroischen Entschluß fassen können, auf seinem längst angekauften Gute in persona zu erscheinen.*)

Günter und Sohn setzten ihre Aufsichtsreise fort. Allenthalben beiläufig dieselben verrotteten Zustände. Das gräfliche Stammschloß zeigte sich besonders verwahrlost. Der Oberverwalter ordnete das Nöthige an, um den uralten Edelsitz ohne große Kosten möglichst in

*) Die hier geschilderten Zustände werden nur dem außerösterreichischen Leser unglaublich erscheinen.

einem erträglichen Stande zu erhalten. „Mehr können und dürfen wir nicht thun!“ erklärte er seinem Carl. Seit Decennien schwebe ein unendlicher Prozeß über das bedeutende Allod, dessen Eigenthum zweifelhaft sei, folglich der Besitz vielleicht nur ein vorübergehender. Wer wagt da sein Geld auf's Ungewisse? Die letzte Entscheidung liege übrigens seit Jahren bei der Septemviraltafel.

„Darum muß ich nach Buda-Pest,“ — sagte der Alte mit einem leisen Seufzer, — „um die Sache zu betreiben, die dem armen Grafen genug Aerger macht und mir noch das Leben abfressen wird!“ — Der stets leidende Mann langte dabei nach der Herzseite.

Carl Günter hatte den Vater nicht ungern auf der Geschäftsreise begleitet, obwohl ihm ganz andere Dinge in Kopf und Herzen staken als Landwirthschaft und Eigenthumsprozesse. Der junge Mensch war von vornherein begierig, Land und Leute in Ungarn kennen zu lernen. „Das Land der Freiheit!“ Also ward es von ihm und seinen gleichgesinnten Studiengenossen bezeichnet, im Gegensatz zu Deutsch-Oesterreich, welches sie als den altersgrauen Boden des Servilismus, der Knechtschaft und der polizeilichen Willkür längst verfehmt hatten.

Unsere Reisenden geriethen in Pest mit Einigen der Hauptstimmführer der Opposition in Verkehr. Der patriotische Fanatismus tobte in der magyarischen Hauptstadt bereits so gewaltig, daß die begeisterten Anhänger des „ungarischen Schutzvereins" die Leute auf der Straße anfielen, welche ausländische (nämlich österreichische) Tuch- oder Kattunstoffe trugen; einige ungarische Hitzköpfe machten beinahe Miene, den „Schwaben" die Nicht-„Hony"-Kleider vom Leibe zu reißen. Auch einen „Cylinder" in Pest zu tragen, war nicht ohne Gefahr. Dagegen hatte der magyarische Triptolem, Graf Stephan Szechenyi, englischen Comfort eingeführt (außerhalb der Pußta natürlich), ferner den Bau einer kolossalen Brücke zwischen Pest und Ofen in Angriff genommen, auf welcher der große wie auch der zahllose Kleinadel den Brückenzoll stolz verweigerte. Auch eine Akademie der Wissenschaften ohne Wissenschaft wurde errichtet und die Gründung eines Nationaltheaters durchgesetzt, welchem vorher und nachher nichts fehlte, als die Dramatiker. In den Landtagen schlugen sich Regierung und Stände hartnäckig um ihre propositiones und gravamina herum; da aber kein Theil nachgeben wollte, auch nicht in Fragen der Nationalökonomie oder der praktischen Vernunft

überhaupt, so blieben Straßen und Eisenbahnen ungebaut, die reichen Bodenprodukte verdarben und verschimmelten im Inland, welches keine Möglichkeit darbot, den aufgehäuften Weizen oder die Gerste, den Hafer, den Reps oder selbst die allgemein begehrten, freilich wenig kultivirten ungarischen Weine in den gehörigen Massen auszuführen. An Schulen wurde nicht gedacht, die Justiz ward von den Stuhlrichtern in vaterländischer, nämlich Prügel- und Bestechungsweise ausgeübt; die Comitate, jedes ein kleines republikanisches „Für-sich-sein," thaten, was ihnen beliebte, um Gesetze, höhere Behörden und deren Aufträge völlig unbekümmert; bei den Landtagswahlen wurden kleine Schlachten zum Besten gegeben, die Deutschen und die Juden in den weiten Landen mißhandelt und nichts war organisirt als ein gemüthliches, weitverzweigtes und, wie wir bereits erfahren haben, von der Bevölkerung im Stillen unterstütztes, von den Behörden kaum ernsthaft verfolgtes Räuberwesen.

Es war die Zeit, in welcher Fürst Metternich im Wiener Staatsrath wiederholt das Dictum vernehmen ließ: „Man ordne die ungarischen Verhältnisse oder der Untergang der Monarchie steht vor der Thür." *) —

*) Historisch.

Dixi et animam salvavi. Es geschah aber weiter nichts. — Es gab nun freilich zwei Arten, diese „Ordnung" herbei zu führen. Entweder galt es, den gesammten Kaiserstaat, das polyglotte Völkergemisch, in Verbindung mit Ungarn im Freiheitswege umzugestalten oder man fühlte in sich den Muth und die Kraft, das aristokratisch-konstitutionelle Ungarn in dem allgemeinen Erbabsolutismus auf- und untergehen zu lassen. — Welchen dieser beiden Wege etwa der Fürst-Staatskanzler im Sinne haben mochte, darüber will der Autor dem Urtheil des verständigen Lesers nicht vorgreifen.

Der Oberverwalter der Weißenstein's, welcher sämmtliche Ober- und Unterbeamte der königlichen Septemviraltafel aus ihrer königlichen Ruhe aufscheuchte und sie durch volle acht Tage mit lästigen Fragen um Auskunft über den Stand des gräflichen Prozesses behelligte, konnte nichts weiter aus ihnen herausbringen, als die Versicherung, daß die Sache den „ordentlichen Amtsweg" gehen und daß man die Erledigung „nach Thunlichkeit" beschleunigen werde.

„Das heißt: ich kann in Jahr und Tag wieder anfragen und jedem Schreiber und Kanzlisten abermals die „Zwanziger" in die Hand drücken, auf die er von

vornherein wartet, bevor er nur den Mund aufthut!“ äußerte der alte Günter unmuthig zu seinem Sohne.

Sie traten die Heimreise nach Wien über Preßburg an, wo der Vater gleichfalls Geschäfte hatte.

Die freundliche Krönungsstadt konnte damals noch als eine Art von halbdeutscher Wiener Vorstadt gelten. Magyarische Volksklänge ließen sich dort noch selten vernehmen, man schimpfte dafür auf die österreichische Regierung im deutschen Idiom und mit ungarischer Accentuation. Tönende Freiheitsreden erschallten im Preßburger Wäldchen, dergleichen sich auf Graben und Kohlmarkt durchaus nicht vernehmen lassen durfte, falls der kühne Sprecher sich nicht einen zeitweiligen Aufenthalt in Kufstein oder auf dem Spielberg gefallen lassen wollte.

Dem jungen Günter ging Alles, was er gesehen, gehört, erlebt, im Kopf herum. Von seinem ungarischen Enthusiasmus schien er ein wenig zurückgekommen. — „Ein kräftiges Volk,“ schrieb er in sein Notizbuch. „Auch an Tapferkeit fehlt's ihnen nicht und ihr Patriotismus ist zu loben. Und ihr Deutschenhaß ist begreiflich. Siehe Metternich und Kaiser Franz. — Zuletzt sind's doch Halbwilde, Barbaren, und sie brauchen uns.“

„Wann kehren wir nach Europa zurück, Vater?“ fragte er ungeduldig.

Der alte Günter mußte lächeln. „Bist Du ein so eingefleischter Wiener?“

„Du weißt, Gräfin Helene erwartet uns zum Thee,“ — versetzte Carl, ohne zu antworten, — „und es geht auf Abend.“

„Im gräflich Weißenstein'schen Hause währt der Abend hübsch lang,“ — meinte der Vater, — „und ich habe noch zu thun. Gegen Mitternacht sind wir daheim.“

„So spät? Dann ist das Concert vorüber!“ —

„Was für ein Concert?“

„Die après-soirée des berühmten Liszt. Comtesse Bella hat mir eine Karte aufbewahrt.“

„Die schöne Arabella? So?“

Der Alte blickte dem Söhnlein fest in die Augen. Carl war jung genug, um zu erröthen.

„Du wirst in der gräflichen Familie wie ein Angehöriger behandelt,“ — sagte der Vater nach einer Pause, — „aber vergiß nicht, daß Du zuletzt doch nur der Sohn eines gräflichen Beamten bist.“

Zweites Capitel.

Eine Familie aus der wiener Aristokratie.

Wien, Du Capua der Geister.
Grillparzer.

Die prächtige Rococouhr auf dem Kaminsims von weißem Marmor wies auf eine halbe Stunde vor Mitternacht. In dem echt russischen Samovár auf dem elegant hergerichteten Theetisch fing es einladend zu zischen und zu brodeln an.

Graf Weißenstein, Oberst in der Armee, ein noch frischer Fünfziger, war mit seinen beiden Söhnen erster Ehe bereits eine geraume Zeit in dem hell erleuchteten Salon unter bisweilend stockenden Gesprächen auf und ab geschritten. Der künftige Majoratserbe, Graf Lothar, stand in der Staatskanzlei in Verwendung und trug in seinen noch jungen Jahren schon das unverkennbare hippokratisch-diplomatische Antlitz des Gesandten in spe zur Schau. Sein jüngerer Bruder, Graf Heinrich, ein rüstiger und sonst munterer Dragonerlieutenant, schien

heute ein wenig verstimmt und hatte dem Vater über das neuerdings eingestellte Avancement zu klagen.

„Dieser ewige Frieden!“ rief er unmuthig aus — „wann wird's einmal wieder losgehen? Mir zuckt's in der Faust!“

„Wer denkt an Krieg?“ belehrte ihn der diplomatische und etwas doktrinäre Bruder. — „Mein weiser und hochverehrter Chef, der „Nestor der europäischen Diplomatie,“ im Einvernehmen mit einem klugen und mäßigen König, wie Louis Philippe, werden die Ruhe in unserm Welttheil zu erhalten wissen —“ versicherte er den raufluſtigen Lieutenant, indem er ihm des Weitern auseinander zu setzen suchte, daß Kriege, nun gar ein Weltkrieg, in dem Zeitalter der Industrie, des Völkerverkehrs, der Kultur und der Wissenschaften, bei den consolidirten Interessen sämmtlicher Fürsten und ihrer Länder, wie deren nicht völlig consolidirten Finanzen geradezu unter die Unmöglichkeiten gehörten.

So dachte man damals beiläufig in Wien.

Der Dragoner schüttelte aber sein kriegerisches Haupt. „Ich bin kein Philosoph und kein Politiker und Du mußt das freilich besser verstehen, lieber Bruder,“ — äußerte er sich bescheiden. „Ich weiß nur

Eins: daß Menschen immer Menschen bleiben und Soldaten Soldaten, und daß sie folglich von Zeit zu Zeit mit einander raufen müssen. Wann und worüber, das verschlägt hier nichts — basta, sie werden raufen. Bleib Du also bei Deinem Frieden, ich glaube fest an meinen Krieg und so auch an ein baldiges Vorrücken, in oder außer der Tour. Wir werden sehen, wer zuletzt Recht behält."

Der Vater lachte, wollte etwas bemerken, hielt aber inne und horchte auf. Eine Equipage kam rasch in den Hof des gräflichen Hôtels gerollt. — „Sie kommen!" sagte er lebhaft.

„Endlich!" rief der Lieutenant, wie erfreut. „Mein Magen hat sie längst herbei gewünscht."

Gräfin Helene, des Obersten Gemahlin in zweiter Ehe, eine zarte, noch immer hübsche, nur etwas nervöse Dame, war am Arme des Hausfreundes, des polnischen Fürsten Alexander Sulkowski, in den Salon getreten. Der Fürst, ein eleganter und galanter junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, zog mit seinem Freunde, dem Grafen Lothar, an demselben Joche der Staatskanzlei; das heißt, sie hatten, als die jüngsten Attaché's, Pakete und Depeschen zu versiegeln, mußten auch Noten

abſchreiben, die nicht gar zu geheim waren; das etwas Geheimere kopirten die Staatskanzleiräthe und Hofräthe, das Allergeheimſte kam wohl nie aus der Hand des Fürſten Staatskanzlers.

Die ältere Tochter aus zweiter Ehe (die Jüngere befand ſich noch unter der Obhut der Gouvernante) folgte den Eintretenden mit ihrem Bruder. Comteſſe Arabella war eine reizende und lebhafte Blondine von kaum ſiebzehn Jahen; ihr neunzehnjähriger Bruder, Graf Guido, von auffallender Schönheit und Körperkraft wie Fülle, kam hinter der Schweſter, langſam einherſchlurfend, wie Einer, der des zu Fuße Gehens nicht recht gewohnt iſt. Der Sportman und kühne Reiter warf ſich auch ſogleich des Breiteſten in den erſten beſten Armſtuhl.

„Nun, liebe Helene, wart Ihr zufrieden mit Eurer après-soirée?“ fragte der Oberſt, indem er ſeiner Gemahlin entgegen eilte.

„Die Leiſtung des Meiſters war ausgezeichnet, wie immer,“ — verſetzte die Gräfin. „Daß Du aber den Genuß verſäumen mußteſt, cher Antoine!“ wurde mit Zärtlichkeit in Ton und Blick beigefügt.

„Ich war bis zum späten Abend im ständischen Ausschuß beschäftigt, Du weißt, mein Herz.“

Beide Gatten küßten sich hierauf gegenseitig die Hände.

Die Familie sammt dem Habitué des Hauses saß bald um den Theetisch, an welchem die Gräfin präsidirte; Comtesse Arabella überhob die jeder Anstrengung ungewohnte Mama von dem Geschäfte des Thee-Einschenkens und Servirens, welches sie mit aller Grazie vollbrachte.

„Der arme Liszt war völlig erschöpft, Papa, darum kam er leider nicht mit uns,“ — sagte sie, rechts und links die Tassen austheilend, während reich galonirte Bediente Wein und kalte Speisen darreichten.

„Unser Liszt ist aber doch ein wahrer Gott! Nicht wahr, Alexander?“ bemerkte die lebhafte junge Dame, zum Fürsten gewendet.

„Einverstanden, Comtesse! Wenn Sie mir dafür meine Jenny Lind als Göttin passiren lassen,“ — antwortete dieser.

„Diese gar so jungfräuliche Norma?“ wurde etwas spitz erwidert.

„Bella!“ winkte die Mama, mit leisem Tadel über die etwas unweibliche Kritik aus dem Munde des vorlauten Töchterleins.

Guido im Armsessel rührte sich.

„Nun ja!“ sagte er in halbschläfrigem Ton — „der Liszt Ferencz spielt seine ungarischen Melodien ganz erträglich, die Lind singt passabel — oder auch himmlisch — wie Ihr wollt — was weiter? Was hat man davon? Was bleibt Einem? Da lob' ich mir meinen Nestroy und seine prächtigen Possen mit ihren Leib- und Kernsprüchen! „Nur Böses!“ — Da bringt man doch was nach Haus — wie auch von den Artikeln im Humorist! Gelt, Mama?“

„Er ist nun einmal nur für den Humor, der närrische Junge!“ bemerkte die Gräfin, mit einem zärtlichen Blick auf ihren Liebling, wie entschuldigend. „Auch ich schätze Sapphir und seinen Witz,“ — versicherte sie. „Aber er hat dabei auch Gemüth und Poesie. Seine „wilden Rosen“ zum Beispiel! Sind's nicht wahre Meisterstücke?“

„In Knittelversen“ — flüsterte die Comtesse halblaut für sich und der Fürst, der das gehört hatte, ihr in's Ohr: „Nach der Meinung Ihres jungen Carl Günter vermuthlich?“

Bella fuhr auf. „Warum nennen Sie ihn mein?“

„War's nicht Ihr Jugendgespiele? Macht selber Verse, die er Ihnen vorliest! So bürgerliche Verse!"

„Und wenn ich sie der fürstlichen Prosa vorziehe?" — sagte die schöne Comtesse, etwas pikirt und rückte von dem Tischnachbar fort, der ziemlich gleichgiltig die Achsel zuckte.

Gräfin Helene hatte sich inzwischen bei ihrem Gatten über die „Wiener Censur" beschwert. Der Buchhändler Gerold sei durchaus nicht im Stande, ihr ein gewisses, sehnlich gewünschtes und strenge verbotenes Buch zu verschaffen. „Für die besseren Stände könnte man doch eine Ausnahme machen," — meinte die Dame. „Sage das dem Pepi Sedlnitzky. Sollen wir denn ewig bevormundet werden? Sollen überhaupt die Leute beständig Kinder bleiben?"

Darauf erlaubte sich der diplomatische Stiefsohn zu bemerken:" „Noch sind's Kinder, liebe Mama! Und Gott gebe, daß sie sich in dieser Kindlichkeit und „Gemüthlichkeit," die man dem Oesterreicher nachrühmt, noch recht lange erhalten mögen!"

„Damit scheint es aber beinahe zu Ende," — nahm Fürst Alexander das Wort, der bei seinem leichten Wesen nicht ohne Geist und gesunden Blick war.

„Eure guten Wiener verspeisen ihre „Backhändel“ und hopsen beim Sperl, jubeln im „Lumpacivagabundus;“ dagegen lesen sie aber auch die „Grenzboten“ und die poetischen „Spaziergänge,“ machen Opposition, sogar im Gewerbeverein und schimpfen in Gast- und Café-häusern weidlich über Alles, was Regierung oder Gesetz heißt. „Es muß anders, es muß besser werden!“ ruft Einer dem Andern zu. Um das wie fragt freilich Niemand. — Und es rührt sich auch in den Provinzen,“ — fuhr der Redner fort, — „so in unserm Galizien, wo die geheimen Verschwörungen an der Tagesordnung sind. Nicht minder in Venedig und Mailand. In Böhmen wußten die unzufriedenen Stände in der Sprachenfrage und sonst der Regierung ein gehöriges Paroli zu bieten. Zuletzt wächst den Herren in Niederösterreich nicht minder der Kamm. Wo will das Alles hinaus? Mich däucht, das Durcheinander steht bereits vor der Thür.“

„Nur Böses!“ murmelte Graf Guido im Armstuhl und streckte sich mit halb geschloffenen Augen. —

Der Oberst hatte dem jungen Fürsten mit merklicher Unruhe zugehört. Der Seitenhieb auf die niederösterreichischen Landstände, denen die Weißenstein's angehörten, mußte parirt werden.

„Ich weiß wohl," sagte er, — „daß man gewohnt ist, sich über uns Herren im rothen Frack lustig zu machen, die wir von Zeit zu Zeit in Pomp angefahren kommen, um die Steuern zu bewilligen, die wir leider nicht verweigern dürfen. Allein wir sind dieser Statistenrolle längst überdrüssig" — versicherte er mit Bewußtsein. „Der Ausschuß, dem ich heute als Obmann vorsaß, hat neuerdings eine Adresse und zwar unmittelbar an Seine Majestät beschlossen, worin wir alle die Uebelstände auseinander setzen, an denen „unser schönes Vaterland" zu leiden hat und auf die Nothwendigkeit der Grundsteuer-Regulirung und aller der unverschieblichen Reformen allerunterthänigst antragen werden, die bei dem unbegreiflichen und so hartnäckigen „Abwarten" der hohen Regierung bisher keine Miene machen wollten, in's Leben zu treten."

Der treffliche und in seiner Weise liberal gesinnte Mann hatte sich in eine nicht ganz ungerechtfertigte Hitze gesprochen. Seit Jahren waren nämlich von Seite der niederösterreichischen Landstände über Steuern, Zehnte, Grundablösungen und andere öffentliche Angelegenheiten ellenlange Bandwurmadressen an die „hohe Regierung" ergangen, auch immer mehr und mehr stilistisch gebrech-

selte und durch Ergebenheitsversicherungen verzuckerte Bitterkeiten beigemischt worden. Alles ohne Erfolg. Die Regierung blieb taub und stumm. Höchstens daß sie ihre Mißstimmung gegen die „Allerunterthänigsten und Treugehorsamsten" durch Schließung des ständischen Lesezimmers pantomimisch zu erkennen gab. — Ein „brutaler Akt," nach der Meinung der Herren, durch welchen das Lokale der niederösterreichischen Fronde seiner ihm angeschmeichelten Vorbestimmung: dereinst die Rolle des Saales im Pariser Ballhause zu spielen, bereits im Embryo verlustig gehen sollte. Glücklicher Weise öffneten sich in der Folge, um die Mitte der vierziger Jahre, die Salons des Baron Doblhoff-Dirr (des Ministers der Zukunft), der als Verordneter eine geräumige Wohnung im Ständehaus bezogen und darin seinen Freund Schmerling zum nächsten Nachbar hatte.

Im Salon Doblhoff traten nun der alte Baron Stifft, Graf Breuner, Baron Andrian, auch Graf Leo Thun und andere Agitatoren und kleine Oconnells auf und hielten bei Thee und Cigarren bedenklichere Reden, als man jemals vermuthen konnte, innerhalb der loyalen Mauern des adeligen Hauses in der Herrengasse erschallen zu hören. — In den Hofkreisen machte man

sich aber nur lustig über diesen „Pseudo-Jacobiner-Club," als welchen ihn eine hohe Dame zu bezeichnen beliebte.*) Die Regierung selbst beachtete den liberalen Windzug ganz und gar nicht, den politischen Staub, der da lustig kreiselte.

Das Greisen-Triumvirat, das uns damals beherrschte, der bureaukratische Cerberus ohne Zähne, war mehr gemüthlich als bissig. Den Vorsitz im geheimen Staatsrath führte der alte Erzherzog Ludwig, der gewisser Maßen als alter Ego des Kaisers Ferdinand fungirte. Der gute Prinz, im Privatleben nicht ohne einen gewissen trockenen Humor, lebte amtlich nur in herkömmlichen Ueberlieferungen und patriarchalischen Familientraditionen; dabei erledigte er gewissenhaft seine currenten Akten, ließ die wichtigeren wohl auch zu Jahresrückständen sich anhäufen. — Der Haushof- und Staatskanzler Fürst Metternich, der zweite Kopf, seiner Begabung nach der erste, mit der griechischen, spanischen, italienischen, belgischen Frage vollauf beschäftigt, schien der österreichischen durchaus kein besonderes Gewicht beilegen zu wollen. Er ruhte seit 1815 auf den Lorbeeren, welche ihm für

*) Erzherzogin Sophie.

seinen siegreichen Kampf gegen Napoleon zu Theil geworden; im übrigen suchte er in ganz Europa die „Legitimität" aufrecht und die so genannte „Umsturzpartei" in Schach zu halten, was ihm auch mittelst seiner, wohl auch kleiner diplomatischer Künste bis zum Morgen des dreizehnten März gelang und bis ihn der vierzehnte weg fegte.

Der dritte Kopf, dem Grafen Kolowrat angehörig, war ein geheimer Gegner des zweiten, schillerte bei Gelegenheit sogar in's ungefährlich Liberale, sprach gern von Reformen, empfing auch ab und zu Gelehrte und Schriftsteller „aus dem Reich," die ihn bald darauf in der „allgemeinen Zeitung" als einen ausgezeichneten und höchst freisinnigen Staatsmann anpriesen. Er war auch der Förderer der Schriftstellerpetition vom Jahre 1845, welche durch Errichtung eines „obersten Censur-Collegiums" beantwortet wurde, das aber zum Glück niemals in's Leben trat. — Sonst war der Graf, wie alle Böhmen, ein fleißiger Beamter und ging täglich in's Burgtheater, wie weiland Kaiser Franz.

Im Grunde ließ aber der Cerberus die Dinge gehen, wie sie wollten und schrieb die Ruhe und Ordnung, die in der weiten Monarchie noch immer schein-

bar herrschten, seiner mehrköpfigen Staatsweisheit zu. Man hatte Unrecht, sich damals über das Vielregieren zu beklagen — eigentlich wurde gar nicht regiert. —

Das ward auch beim Abendthee im Salon Weißenstein, mit Ausnahme des diplomatischen Lothar, von allen Seiten anerkannt und bedauernd ausgesprochen, dabei auch Ungarns erwähnt und seiner gefährdeten Constitution. Ueber dieses, damals noch hoch verpönte Wort, wurde lebhaft hin und her gestritten und als Fürst Alexander schließlich bemerkte: ohne Kampf werde die Sache schwerlich abgehen, da nickte der Dragoner beifällig mit dem Kopf, schüttete eine tüchtige Dosis Rum in seinen Thee und sagte bedächtig: „Da hörst Du's, Bruder Lothar! Zuletzt wird doch gerauft!"

Alle lachten. Die Hausfrau, mit dem richtigen Tact, einer Unterhaltung, zumeist einer etwas heiklligen, nicht zu viel Raum zu gönnen, wollte das Gespräch rasch abbrechen. Mit einem Blick auf die Kaminuhr rief sie aus: „Schon so spät! Bald Ein Uhr!" und zu ihrem Gemahl gewendet: „Sind denn die Günters nicht zurück? Wir hatten sie zum Thee erwartet."

„Der Alte wollte ſchon zu Mittag eintreffen, wie er mir ſchrieb," — ſagte der Oberſt. „Sie müſſen ſich in Preßburg verſpätet haben. Wenn mein guter Günter nur nicht wieder leidend geworden iſt!"

„Oder der liebe Charles!" meinte die Gräfin.

„Der Student!" murmelte der Fürſt. „Mais c'est un ours!"

„Vous en avez peur?" ſagte die Comteſſe boshaft und rückte noch weiter. Der Fürſt lachte laut, aber etwas gezwungen.

„Wecke doch Deinen Bruder, Bella!" mahnte die Mama.

Graf Guido lag noch immer bequem in ſeinem Fauteuil, inzwiſchen feſt eingedufelt, zuletzt laut ſchnarchend. Auf das: „Guten Morgen, Herr Bruder!" das ihm die Comteſſe in's Ohr rief, ſchlug er die Augen auf, betrachtete ſich die Geſellſchaft wie ein Traumwandler, dehnte und ſtreckte ſich: „Verzeih', Mama," — ſagte er gähnend, — „aber ich bin todesmüde. Drei Pferde eingeritten und meine neuen Rappen eingefahren. Das will was heißen! — Habt Ihr noch was zu eſſen?" —

Das Mutterſöhnchen wurde ſogleich von Mama

und Schwester mit allen beaux restes des Thee's reichlich versorgt.

Die Doppelthüren sprangen auf und Carl Günter im Reiseanzug stürzte herein.

„Ist's noch erlaubt?" fragte er.

„Carl!" rief die Comtesse und sprang vom Sessel auf, ihm entgegen, reichte ihm die Hand.

„Unser lieber Charles!" nickte ihm die Gräfin freundlich zu. Er beeilte sich, ihr die Hand zu küssen.

„Und wo bleibt Dein Vater?" fragte der Oberst.

„Er meldet seinen Respekt, Herr Graf," — berichtete der junge Mensch — „hat sich aber auf's Ohr gelegt. Morgen wird er aufwarten. Die nächtliche Fahrt hat ihn ein wenig marode gemacht. Man hatte uns in Preßburg zurückgehalten und so komme ich, wie ich gehe und stehe."

„Du gehörst ja zum Haus!" meinte der Oberst. — „Nun, wie wart Ihr zufrieden? Wie stehts auf unsern Gütern?"

„Nicht zum Besten, Herr Oberst?" erwiderte Carl munter. „Wie mein Vater specificiren wird — sagt Lanzelot Gobbo."

Immer die Aesthetik! dachte Fürst Alexander, hielt aber die Aeußerung zurück.

„Sie werden kalt haben! Eine Tasse Thee, lieber Günter!“ bot ihm Arabella freundlich an.

„Wenn ich bitten darf, Comtesse —“

„Und nun setz' Dich und leg' los!“ drängte der Oberst.

Der junge Mensch hatte die Schlauheit, nur über das Oekonomische zu berichten und über den Stand des Prozesses; seine politischen Gedankenskizzen, die er in Preßburg niedergeschrieben, behielt er einstweilen für sich.

Die Damen wurden schläfrig und wollten sich zurückziehen. Auch der Fürst nahm den Hut. Guido war auf's Neue eingedusselt.

„Man sieht Sie doch morgen, lieber Charles?“ fragte Gräfin Helene im Fortgehen.

„Und Sie bringen etwas mit?“ flüsterte die Comtesse dem Jugendfreunde zu, doch laut genug, daß der Fürst es hören konnte — oder sollte.

„Wieder ein Schock sentimentaler Gedichte!“ brummte dieser und empfahl sich den Damen.

„Gute Nacht also!“ gähnte der Oberst. — „Aber aufrichtig, mein Junge! In Ungarn hat's Dir nicht besonders gefallen?“

„Ich habe dort eine Entdeckung gemacht, Herr Graf, und nun ist mir's klar geworden —" er hielt inne.

„Was denn? Sag's nur heraus!"

„Daß Asien gleich hinter Schwechat*) anfängt."

---

*) Ort in Niederösterreich, nahe an der ungarischen Grenze.

Drittes Capitel.

Die Jugendgespielen.

Amongst unequals no society!
Milton.

Carl Günter, der „liebe Charles," ist der Held oder Träger dieser höchst wahrheitsgetreuen Geschichten, da sich der Autor keinen bessern weiß. — Frühzeitig seiner Mutter beraubt, hatte der junge Oesterreicher seine ersten Knabenjahre auf dem Lande verlebt, auf einer der Weißenstein'schen Herrschaften in Steiermark. Er begleitete seinen Vater auf die Aecker, in die Wälder und in die Forste. Als einziger Sohn des gräflichen Güterverwalters sollte er sich der Oekonomie widmen, doch erst das Gymnasium absolviren. Die Ferien brachten ihn immer wieder nach Steiermark, wo der Student mit Landbeamten, Bauern und Jägern verkehrte, auch an ihren Arbeiten und Geschäften Theil nahm und auf den herrschaftlichen Schlössern wie in den Dörfern bald eine beliebte Persönlichkeit war. Dem Knaben mißfiel aber Mancherlei in dem einfachen Gebirgslande. In allen Häuschen und Hütten wurden Gebete geplappert

des Morgens, des Mittags, des Abends, in jedem Winkel hing eine schlechte Lithographie des damals so populären Erzherzog Johann oder ein Heiliger in Wasserfarben; auch auf den Straßen und Waldwegen prangten derlei steinerne oder hölzerne, bunt angestrichene Oelgötzen. Diese klerikalen Fratzen, sowie die Trägheit, die Bigotterie und die Kröpfe der ihre fetten Mehlklöße und den beliebten „Sterz“*) behaglich verschlingenden Eingebornen sagten dem Sinne des lebhaften Knaben nicht zu, der in Wien eine andere, etwas geistigere Lebensluft eingesogen hatte und schon als Junge von zehn Jahren alle Balladen von Bürger, Goethe und Schiller auswendig wußte. In Wien war er im gräflichen Hause im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren völlig heimisch und wurde so der Jugendgespiele der Comtesse Arabella. Die reizende und etwas frühreife Blondine war schon mit elf Jahren der französischen Gouvernante beiläufig entwachsen und besaß alle Allüren eines klugen und selbstbewußten Weltdämchens. Ihre Schwester, die kleine Justine, ein ernstes, sinniges Kind von sechs Jahren, mit dunkelm Haupthaar und großen, melancholischen

*) Speise aus Haidemehl.

Augen, war schweigsam, in sich gekehrt und von einer gewissen, fast an Trägheit streifenden Lethargie. Der uns bereits bekannt gewordene Bruder, Graf Guido, in Carls Alter, schön und kräftig, wie ein junger Achill und damals noch nicht blasirt, zeigte sich übermüthig und unbändig, trotz einem Füllen oder jungen Aefflein. — Mit dieser zweiten gräflichen Generation war nun unser Carl Günter wie mit seines Gleichen aufgewachsen, da sein Vater mehr als des Grafen Freund und Vertrauter galt und keineswegs wie ein Beamter und Dienstmann behandelt wurde. Die kleinen Aristokraten duzten sich sogar mit dem bürgerlichen Genossen und bei den Kinderspielen kam es nicht selten zwischen dem Cavalier und dem Roturier zu etwas derben Handgreiflichkeiten. Graf Guido war nämlich gewohnt, seine zarten Schwestern weniger wie Personen zu behandeln, denen die Natur gebrechliche Glieder, Ohren, Nasen und Augen verliehen, sondern mehr wie Sachen, etwa Polster- oder Mantelsäcke, die man zu Boden werfen, sie herum zerren, kneten, wälzen oder auch nach Belieben auf ihnen herum treten mag. Vergebens, daß die Mädchen kreischten, daß sich die Gouvernante mit dem Ausruf: „Mais, comte Guido! Mais quelle grossièreté!“ dazwischen warf.

Mademoiselle Clementine mußte nun selber büßen, bekam die Püffe und Stöße statt ihrer Zöglinge. Der geschmeidige (böhmische) Hofmeister aber hatte sich inzwischen davon geschlichen, da er es nicht für gerathen hielt, dem übermüthigen Gräflein, dem Liebling der Mama, mit vielleicht übel belohnter Energie entgegen treten zu müssen. Carl Günter dagegen nahm sich der Mädchen an und bediente sich dem gräflichen Angreifer gegenüber seiner bürgerlichen Fäuste mit dem besten Erfolge. So bekamen die Mädchen Ruhe.

Ein paar Tage nach einer derlei Scene zog die kleine Justine ihren Vertheidiger geheimnißvoll bei Seite. Sie überreichte ihm ein gemaltes Heiligenbild.

„Was ist das?“ fragte der Knabe.

„Das ist meine Patronin, die heilige Justine, eine Jungfrau und Märtyrin, auch eine vornehme Dame,“ — erklärte ihm das Kind mit einem gewissen kirchlich-aristokratischen Stolze. — „Du hast mich damals beschützt — die Heilige wird Dich beschützen.“ —

Carl sah etwas wunderlich drein, da er eben kein Verlangen trug, sich von gemalten Heiligen beschützen zu lassen — doch versprach er das Bild in Ehren zu halten, das Geschenk der frommen kleinen Katholikin. —

Der junge Günter und Graf Guido saßen auch im Gymnasium zusammen, doch mit ziemlich verschiedenen Resultaten.

„Mein Bruder studirt, aber er lernt nichts," — hatte sich die blonde Arabella zu dem Jugendgespielen ziemlich rücksichtslos geäußert.

Und so verhielt es sich auch. Das Muttersöhnchen plagte sich nicht übermäßig mit Latein und wurde vom Griechischen dispensirt; die edle Reit- und Kutschirkunst trug bei dem jungen Menschen bald den Sieg über Poesie und Rhetorik davon. Von seinen geschäftlich-energischen Wiener „Hü's" und „Hott's," mit dem herkömmlichen aristokratischen Nasenlautaplomb herausgequetscht, war sogar der vielerfahrene Leibkutscher des Grafen Papa entzückt. Auch in der Meisterschaft im Umkehren auf dem beschränktesten Raume suchte der österreichische junge Cavalier unter den bewährtesten Fiakern und Rosselenkern jener Zeit seines Gleichen. Er war ein Voglhuber*) und Sándor redivivus. Frei-

*) Ein damals höchst beliebter Wiener Fiaker. Er war von gutem Herkommen und anfangs wohlhabend. Seinen Stand hatte er aus Leidenschaft gewählt. Graf Sándor, der Schwiegersohn des Fürsten Metternich, ist hinlänglich bekannt.

lich, daß er in allen andern Wissenschaften zurück blieb. Die gräfliche Familie ließ das den Hofmeister nicht entgelten, der sich mit dem Gräflein genugsam geplagt und nebenbei seine Brodstudien vollendet hatte. Er hieß Wenzel Rucicka und war der Sohn böhmischer Eltern aus Czaslau. Ein blutarmer Student, hatte er sich nach Prag, später nach Wien völlig durchbetteln müssen, bis ihn ein glücklicher Zufall in das gräfliche Haus brachte. Das große Lebensziel: österreichischer Beamter zu werden, stand ihm seitdem unausgesetzt vor der Seele. — Es giebt Menschen, die mit ihrer Bestimmung vom Himmel fallen. Dem strebsamen jungen Czechen stand es auch bereits in seinen Jünglingsjahren auf der Stirn geschrieben: Du wirst, Du mußt es wenigstens bis zum Hofrath bringen! — Nach kurzer Praktikantendienstleistung bei der Wiener Polizeidirection hatte er sich durch Fleiß und Geschick, wohl auch durch die Patronanz der Weißenstein's, bald zum Unterkommissär empor geschwungen. Er war brauchbar, geschmeidig, voll Demuth gegen jeden Höherstehenden, rücksichtslos und brutal, wo er sich's erlauben durfte, dabei dienstbeflissen, ein rastloser Arbeiter — kurz, die „nothwendige Mittelmäßigkeit," deren man in unserm lieben Oesterreich

bedarf und die sich in dem Worte des Kaisers Franz so treffend ausdrückt: „Ich brauche keine Gelehrten, nur gute Beamte!“

Wir werden dem vielgewandten Manne im Laufe der nächsten Capitel in seiner Amtsthätigkeit und sonst mehrmals begegnen.

Das Gräflein hatte das Gymnasium zur Noth absolvirt. Es war sein non plus ultra. Anders unser Carl Günter. Mit den Jahren wuchs sein Drang nach Wissen, nach höherer Ausbildung. Der Vater erfüllte den brennenden Wunsch des jungen Menschen, ließ ihn in die Humanitätsstudien eintreten, denen er sich mit allem Eifer und Feuer seiner leidenschaftlichen Natur hingab. Unser Held hatte sich auch bald in schwärmerischer Freundschaft mit ein paar jungen Studiengenossen verbunden. Die Jünglinge hielten fest und treu zusammen, in Wissenschaft und Kunstbegeisterung, wie die Liebhaber Plato's. Auch an Eifersucht fehlte es nicht, wie unter wirklich Liebenden. Carl glaubte in seinen Genossen die ganze Menchheit zu umfassen. Holder Enthusiasmus der Jugend!

Der alte Günter gewahrte mit väterlichem Stolze den Fleiß wie die Talente seines Sohnes; dieser fand

jedoch an der zahmen Wiener Universität und den banalen Schulplanen der Studienhofkommission längst kein Behagen mehr. Es lockte ihn mächtig nach Heidelberg, wo sich ein Kreis von tüchtigen Professoren zusammen gefunden, von echten Männern der Wissenschaft. Dort müsse er hin! erklärte er seinem Vater.

Der gutherzige Alte brachte es nicht über's Herz, „Nein" zu sagen. Als praktischer Mann und Oekonom hegte er zwar billige Zweifel, ob denn auch dieser gelehrte Weg, welchen sein einziger Sprößling einschlagen wollte, der geeignetste sein dürfte zur Entwicklung eines künftigen gräflichen Güterverwalters.

„Der Feldbau ist doch eine schöne Sache," — meinte er.

„Wenn man eigenes Feld hat, Vater! Paterna rura!" citirte der Sohn.

„Du hast wohl ein Eigen — aber hübsch weit von hier!" versetzte der Vater. „In Amerika. In Texas."

„Du hast Dich dort angekauft?"

„Als junger Mensch, in Deinem Alter, machte ich die Reise, erwarb dort eine Länderstrecke. Hab' auch die Kämpfe gegen Mexiko und Santa Anna mitgemacht.

Nun, die kleine Republik ist längst unabhängig, wird aber wohl, wer weiß wie bald, der großen Union, dem Sternenbanner, anheimfallen. Dann hat unser Besitz eine Zukunft."

„Du hast die Länder verpachtet?"

„Zuletzt an einen wackern Mann, einen Engländer. Mr. Thompson ist thätig, unermüdlich für unsere deutschen Landsleute, die sich dort angesiedelt."

„Du hattest ja damals für immer auswandern wollen? Oder nicht?"

„Wenn man jung ist" — sagte der alte Günter zögernd.

„Aber da überkam Dich das Heimweh! Gelt?"

„Nun ja! Was sonst?"

„Soll ich Dir's sagen? — Die Liebe zu einem Mädchen war's, die Dich zurück trieb — zu dem Mädchen, das meine Mutter werden sollte!"

„Ueber die Weiber! — Die Muhme hat Dir die Geschichte erzählt?"

„Ich weiß Alles!" rief Carl lebhaft. „Deine Geliebte war vornehm und reich, man verweigerte Dir ihre Hand, darum liefst Du in die weite Welt —"

„Es war ein Narrenſtreich!“ unterbrach ihn der Alte. „Doch iſt's gut ausgefallen.“

„Nun freilich! Meine künftige Mama wurde plötzlich verwaiſt, verlor ihr Vermögen, da kehrte mein Papa zurück —“

„Und ſo weiter!“ unterbrach ihn der Alte kurz. „Genug von der Geſchichte. — Der Familie Weißenſtein verdanke ich mein Glück. Ihr zu dienen iſt mein Stolz. Aber Du willſt meine Wege nicht einſchlagen, willſt durchaus ein Gelehrter werden —“

„Ich will ein Menſch werden, Vater!“ rief Carl feurig aus — „ein wahrer, ein ganzer Menſch!“

„Wird man das nur in Heidelberg?“ erwiderte der Güterverwalter lächelnd. „Ueberlege Dir's noch. Im Uebrigen — ein tüchtiger Landwirth kann auch die Beihülfe der Wiſſenſchaft brauchen und ohne praktiſchen Lebenszweck kann der Menſch leicht zerflattern, mein Sohn! Das bedenke.“

Der Alte ahnte nicht, wie wenig ſein Carl an derlei Lebensproſa dachte, wie es in dem jungen Menſchen gährte und welche innere Unruhe ihn neuen Anſchauungen und Verhältniſſen entgegen trieb. Der Goethe'ſche „Individualismus“ erfüllte Carls ganze

Seele, dem patriotisch-politischen Börne und dem philisterhaften Wolfgang Menzel zum Trotz. Der Jüngling hatte sich den etwas nebelhaft strebenden „Wilhelm Meister" gewissermaßen zum Vorbild aufgestellt, sogar gelegentlich daran gedacht, Schauspieler zu werden und bald fehlte es auch nicht an einer vornehmen „Natalie," deren köstlicher Besitz durch tausend Opfer zu erringen wäre. Die „Philinen" blieben vor der Hand außer Spiele.

Ohne eigentliches poetisches Talent machte unser Freund doch Verse, wie fast jedes junge Menschenkind. Ein poetischer junger Mensch aber, wenn er zugleich hübsch ist (und Carl war das), verfehlt selten seinen Eindruck auf junge Damen, wären sie auch ziemlich weltlich gesinnt, wie Comtesse Arabella. Als sie etwa fünfzehn Jahre zählte, Carl siebzehn, da konnte man bereits gewahren, daß sich die Beiden nichts weniger als aus dem Wege gingen. Die zehnjährige magere und blasse Justine mit den melancholischen Augen machte sich ihnen dabei als Aufpasser bisweilen höchst unbequem. Doch wußte man sie zu beseitigen und der junge Mensch ersah seine Zeit, um der schönen Comtesse seine sentimentalen Gedichte unter vier Augen zu recitiren

oder ihr seine schwärmerischen Ansichten von Freundschaft, wie über Welt und Literatur, auch Politik und Staat zu entwickeln. Die etwas nüchterne Comtesse war zwar nicht im Stande, dem hohem Fluge völlig zu folgen, doch hörte sie dem hübschen Jugendgespielen aufmerksam oder doch geduldig zu. Bald aber schien sich der Antheil der jungen Dame an diesen unschuldigen Tête-à-tête's bedeutend zu mindern. Es war zur Zeit, als Fürst Alexander Sulkowski von seinen Gütern in Galizien nach Wien kam, um sich versuchsweise dem Dienste der Staatskanzlei zu widmen. Der fertige junge Mann, ritterlich, gewandt, weltmännisch, brachte fast jeden Abend im Weißenstein'schen Hause zu, war immer munter, gesprächig, der angenehmste Gesellschafter. Die schöne Bella ließ sich auch seine Unterhaltung nicht ungern gefallen, dagegen verstummte Carl Günter anfangs in der Nähe des älteren, ihm in allen Weltformen so weit überlegenen Mannes. Im Stillen hegte er sogar eine Art von Ingrimm gegen den galanten Fürsten. Daß er eigentlich den Nebenbuhler in ihm scheute, war ihm noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen. Dem Fürsten war der naive Student ziemlich gleichgültig. Er mochte ihn wohl auch, der Schönen

gegenüber, für ganz ungefährlich halten. Ein Beweis, daß er stracks den Salon verließ, wenn er die Beiden im Tête-à-tête betraf. — „Ihr schwärmt und poetisirt wieder, liebe Kinder?“ hieß es — „da will ich nicht stören.“ — Und der diskrete Mann begab sich zum Obersten oder zur Gräfin. Die schöne Bella aber wurde unruhig, kürzte das Zwiegespräch ab oder unterbrach den Freund mitten im Vorlesen des neuesten Gedichtes.

„Genug für heute, lieber Charles!“ sagte sie und stand auf. — „Der Spötter Alexander macht sich lustig über uns. Das mag ich nicht leiden. Auch ist bereits Theestunde. Kommen Sie zur Gesellschaft.“

Man hört, das trauliche „Du“ hatte sich unter den Jugendgespielen bereits verloren.

Dem jungen Günter schoß es durch's Gehirn.

„Ich kann den Menschen nicht ausstehen!“ sagte er aufbrausend.

„Wen?“ fragte die Comtesse leicht erröthend. „Sind Sie klug?“

„Bella! Sie haben ihn lieb — lieber, weit lieber als mich! Sagen Sie's nur heraus!“ — Damit ergriff er mit Heftigkeit ihren Arm.

Die Comtesse machte sich los. „Was soll der Un-

sinn?“ sagte sie gelassen. „Wer spricht von Liebe? — Ihr Gedicht war übrigens recht hübsch,“ — fügte sie mit milderem Tone hinzu. „Aber suchen Sie sich abzukühlen, mein Freund, sonst dürfen Sie mir nie wieder vorlesen.“

Damit entfernte sich das vorsichtige Mädchen mit dem Schritt einer Prinzessin.

Carl stürzte aus dem Zimmer, aus dem Hause, lief die halbe Nacht auf Bastei und Glacis herum, fluchte dem Fürsten, sich selbst, der Comtesse, dem ganzen weiblichen Geschlechte. Er wollte nichts mehr von dem Mädchen wissen. Auch seine Eifersucht war erwacht und hatte bestimmte Gestalt bekommen.

„Schenk' ich künftig Dir Vertrauen?
Wirst Du meine Treue lohnen?
Weh, die Krone aller Frauen
Dürstet wohl nach Fürstenkronen!“

Das war damals in seinem Tagebuche zu lesen. Und so blieb er auch durch mehrere Tage aus dem gräflichen Hause weg, brachte seine Abende mit seinen beiden Freunden und andern gleichgesinnten Genossen zu. Da ging es bisweilen ziemlich hoch her. Das Feuer der schwarz-roth-goldenen Begeisterung, welches

in den deutschen Gauen dem Ausbruch nahe war, hatte auch bei der Wiener studirenden Jugend bereits zu glimmen begonnen und manches „Hoch“ und „Evoë“ wurde mit erhobenen Gemüthern wie Bechern dem „künftigen einigen Deutschland“ dargebracht. An ein einiges Oesterreich dachte Keiner der jungen Oesterreicher.

Liebe ist stärker als Politik. Seit drei Tagen war der junge Mensch von der Geliebten getrennt. Wer hielte das noch länger aus? — Am vierten Abend trat er mit Herzklopfen zu ziemlich früher Stunde in den Salon, fand die Comtesse allein, ein Buch in der Hand. Sie sprang rasch auf, eilte ihm entgegen, reichte ihm die Hand wie sonst.

„Abscheulicher Mensch! Ausreißer!“ schmollte sie scherzhaft. „So lange weg zu bleiben! Die Mama fragt täglich zwanzigmal nach Ihnen. — Haben Sie etwas mitgebracht? Da guckt ein Manuscript aus der Brusttasche! Geschwind heraus damit! Wir sind ungestört, vor einer Stunde kommt keine Seele.“ — Damit warf sich das rasche Mädchen in die Causeuse, wies auf den Armstuhl daneben.

Zum Lesen kam's nicht, wohl aber zu traulichem Gespräch, welches nur für einen Moment verstummte,

wenn die ſtets lauernde Juſtine herbei ſchlich, jedoch von der ältern Schweſter augenblicklich zur Gouvernante gewieſen wurde.

Die Jugendfreundin war heute beſonders liebenswürdig und wußte es ſo fein anzuſtellen, daß der jugendliche Anbeter wieder mehr als je in ihren Banden lag. Dagegen behandelte ſie den Fürſten in der Folge mit großer Zurückhaltung, ja mit einer gewiſſen vornehmen Kälte. Der unerfahrene Carl Günter frohlockte, Fürſt Alexander lachte im Stillen darüber. Bisweilen gerieth er aber auch in Aerger, wenn ſich Arabella (freilich nur ihm zum Poſſen) gegen den Jugendgeſpielen gar zu freundlich erwies. Die Partie zwiſchen dem Fürſten und der Comteſſe war übrigens von beiden Familien längſt beſchloſſene Sache, doch war das Mädchen noch zu jung, darum ſollte die Erklärung erſt nach Jahr und Tag erfolgen oder noch ſpäter. Hatte das ſchlaue Mädchen dieſen Umſtand errathen und darnach ſein Benehmen eingerichtet? Vielleicht. Unſer Held aber ahnte lange nichts von dem Zuſammenhang der Dinge und ſetzte ſein Schmachten und Sehnen in Proſa wie in Verſen fort. Bei einem Idealiſten braucht's derben Ruck, bis ihm die Schuppen von den Augen fallen.

Auf dieſe Weiſe hatte ſich der Jugendroman beinahe durch zwei Jahre fort geſponnen. Bei der Harmloſigkeit des jungen Menſchen bedurfte es von Seite des Mädchens nur der geſchickt angewendeten kleinen Künſte, wie ſie dem Geſchlechte eigen ſind, um den Liebesfunken in der Seele des Jünglings nicht völlig ausgehen zu laſſen und doch dem Ausbruch zur hellen Flamme vorzubeugen. — Aber auch Carl war mit neunzehn Jahren etwas klüger als mit ſiebzehn. Seine Situation fing ihm an klar zu werden. — „Ich muß mich losreißen," — ſchrieb er in ſein Tagebuch. „Was ſoll ich länger unter den Grafen und Fürſten? Ich bin ihnen doch nur der Sohn meines Vaters, des gräflichen Dieners. Und ich ſoll ſelber dienen? Nichts da! Darum fort, fort, fort! — Aber Bella! Wie ſoll ich ſie miſſen? Ach, es muß! Aber ich werde ſie ewig lieben!"

Ein paar Tage ſpäter ſchrieb er:

„Nein, ich will kein winſelnder Werther ſein, der irgend einer Lotte wegen verzweifelt. Mein Herz war krank, aber es wird geſunden — es iſt geſund, ſobald ich's will! Bin ich nicht jung und kräftig? Steht nicht ein ganzes volles Leben vor mir? Ein Leben der

Wissenschaft, will's Gott, auch der That! Vaterland und Freiheit! Ist das nicht unser Aller Losung? Darum fort mit Gram und Reue und Liebesschmerz — sie höhlen den Menschen aus, tödten Geist und Seele. Es lebe das Leben!"

Zusatz Tags darauf:

„Es bleibt bei meinem Entschluß. Doch ich liebe sie noch immer. Auch sie ist mir gut, ich weiß. Warum bin ich kein Graf? Oder sie eine Bürgerliche? — Was hilft's! Man muß sich zusammen fassen. Oggi non si ama, sagt Mazzini."

Carl Günters Liebeslehrjahre schienen sonach auf eine Art Resignation hinaus zu laufen und so trieb es ihn um so lebhafter, die Wanderjahre anzutreten. Nach Heidelberg also! — Die gänzliche Trennung von dem Weißenstein'schen Hause ward dem jungen Manne nicht leicht. Wurde er doch wie ein Familienglied betrachtet! Auch die Gräfin Mama mißte den „lieben Charles" höchst ungern und der Abschied griff ihre Nerven an. Daß der junge Herr Günter ihrer Comtesse Tochter jemals gefährlich werden könnte, das hätte die harmlos-adelige Seele garnicht fassen können.

Am Vorabend der Abreise beschenkte Arabella ihren

Jugendgespielen mit einem von ihren eigenen schönen Händen gestickten Cigarrenetui, das sie ihm mit feuchten Augen darreichte. „Vergessen Sie mich nicht!“ lispelte sie dabei und schmiegte sich so nahe an die Seite des Freundes, daß dieser nicht umhin konnte, ihr zärtlich in's Auge zu blicken und ihre weiße Stirn leicht mit den Lippen zu berühren. Das Mädchen aber schloß ihn fest in die Arme und küßte ihn herzhaft. Bevor er zu sich kam, war die Comtesse davon geschlüpft. Carl war wie außer sich, die halb bezwungene Leidenschaft schien auf's Neue erwacht.

Arabella war nichts weniger als eine warme oder liebende Natur. Doch auch bei Wesen ihrer Art kommt wohl ein Moment, wo sie über sich hinausgehen, wo eine Empfindung von Poesie und Leidenschaft auch die Nüchternste überschleicht. Bald aber ist die jugendliche Extase vorüber und man kehrt in sein Alltagsleben zurück. So taucht die kalte Undine aus ihrem Wasser- und Zauberreich empor, betrachtet sich den schlummernden jungen Rittersmann am Ufer. Er rührt sich, er erwacht — sie zaudert. Da erinnert sie sich ihrer Geistergesetze, die sie mit dem Tode bedrohen, wenn sie

sich einem Sterblichen in Liebe ergiebt — und bevor der Schläfer die Augen aufschlägt, ist das vorsichtige Zaubermädchen im rauschenden Schilf und in der kalten Welle verschwunden. Dem Ritter aber hatte von himmlischer Liebe geträumt.

So unser Carl Günter.

Kaum hatte sich die ältere Schwester entfernt, als die jüngere herein schlich. Justine kam in die unangenehmen Jahre. Mit zwölf oder dreizehn Jahren will man kein Kind mehr sein und ist doch kein Mädchen. Die noch immer blasse und magere Comtesse hatte etwas Spinnenartiges; ihr ganzes Wesen war ein Abklatsch der französischen Gouvernante. Mademoiselle Clementine de Montreul, von den frommen Schwestern des sacré-coeur gebildet, brachte ihrem Zögling die dort eingesogenen Anschauungen, auch gelegentlichen Vorurtheile bei. Ihre Religiosität bestand in Messe hören und beichten, ihr Respect vor dem Adel, dem sie selber angehörte, war ungeheuer, der „peuple“ galt ihr als eine wilde Rotte Räuber und Mörder und der gottbegnadete, leider von dem „roi bourgeois“ vertriebene legitime König kam ihr unmittelbar nach Jesus Christus. —

Da nun die gräfliche Familie aus lauter erwachsenen Leuten bestand, die sich wenig mit dem ohnehin verschlossenen und in sich gekehrten Kind abgaben, so kam es, daß Justine dem Einfluß der starren und adelsstolzen Frömmlerin völlig anheimgefallen war.

Das Kind zog unsern Freund bei Seite. — „Haben Sie mein Heiligenbild noch?“ fragte ihn Justine mit der Miene eines kleinen Inquisitors.

„Nun freilich!“ erwiderte Carl unbefangen.

„Dann seien Sie so gut und stellen mir's zurück.“

„Warum?“

„Weil Sie an die Heiligen nicht glauben. Ich hätte Ihnen auch das, von dem heiligen Vater selbst geweihte fromme Bild gar nicht geben sollen — nun weiß ich's. Aber damals war ich klein und unerfahren.“

„Ihre Erfahrung ist auch jetzt nicht gerade weit her!“ versetzte Carl unmuthig.

So schieden sie völlig in Unfrieden.

Am Morgen nach Carls Abreise erhielt das Kind sein Heiligenbild unter Enveloppe und mit der Adresse: „An die fromme und stolze Comtesse Justine Weißenstein.“

„Der Wilde! Der Volksmann! Der Ketzer!“ rief das erzürnte junge Wesen und zerriß das Couvert in Stücke.

Man sieht, eine kleine Dame, welche bereits anfing, kein Kind mehr zu sein.

Viertes Capitel.

Erste Katastrophe.

Wie erzverbuhlt ist Alles doch,
was Weib sich nennt!
Aristophanes.

In Heidelberg war dem jungen Oesterreicher bald ein neues Leben aufgegangen. Wissenschaft und Burschenschaft gingen da Hand in Hand. Man hörte germanisches Recht, studirte die Pandekten, allein man zechte auch gehörig und sang die lustigen Commerslieder. Nicht minder wurde „gepaukt." — Unser Held trug gleich im ersten halben Jahr ein paar tüchtige Schrammen davon, auf die er nicht wenig stolz war; er theilte auch deren aus, was ihn mit noch weit höherem Behagen erfüllte. Der junge Mann (weit reifer als er selbst), mit dem er sich zuerst gemessen, wurde bald darauf sein bester Camerad und Freund. Der hochblonde Chalybeus, den Ufern der Eider entstammt, mit derben Gliedern, mehr als einen halben Schuh über Mannesgröße, erschien als ein echter Abkömmling des alten Germanenthums; dem mehr zartgebauten Günter gegen-

über nahm er ſich faſt wie eine Art Recke aus. Er trug den deutſchen Rock immer feſt zugeknöpft; auch die Schärpe mit den deutſchen Farben fehlte dem Genoſſen der Germania nicht. Unter der Studentenkappe wallte das lange ſtrohgelbe Haar wie Löwenmähnen über die tüchtigen Schultern. Aus den kleinen, ſcharf blitzenden, dabei gutmüthigen blaugrauen Augen leuchtete ein treues Gemüth und ein friſcher Humor. Dabei war's ein tüchtiger Grieche und Philologe, ein lebendiges gelehrtes Lexikon, in welchem man nur nachzuſchlagen brauchte. In jeder Richtung erkannte der Wiener in dem Holſteiner ſeinen Herrn und Meiſter. Die beiden jungen Leute wurden Zimmergenoſſen, hörten dieſelben Collegien, blieben unzertrennlich.

Der tüchtige Menſch war auch ein ſpekulativer Kopf und ſeinem jüngeren Freunde in der Kenntniß, Würdigung und Auslegung des großen Hegel und ſeiner Terminologien gleichfalls überlegen. An ihren philoſophiſchen Unterhaltungen nahm noch ein dritter Freund Antheil, der kleine, aber ſtämmige und immer enthuſiaſtiſche Sachſe Peterlein. Zur Hälfte war er blos Haar und Vollbart und ein ellenlanger Schläger ſchlug an ſeine kurzen Beinchen. Er war ein Raufer mit

Passion, ein geschworner Feind der „Philister," dabei aber das gutmüthigste Kerlchen von der Welt. Seine Freunde durften auf ihn zählen, vor Allen Chalybeus und Günter, die er im Herzen seines Herzens trug.

Das philosophische Kleeblatt fand sich bei Tisch zusammen, in den Collegien wie auf den Spaziergängen, wo es dialektisch und spekulativ hoch herging. Von Schelling's Idealismus oder der „zerquatschten Realität" und seiner Natur, der „versteinerten Intelligenz," war bald der Uebergang gefunden zu Hegel's abstraktfreiem Ich und zu dem „sich begreifenden Begriff."

Auch an Freiheitsbegeisterung fehlte es unter den Heidelberger Genossen nicht. — Die deutsche Burschenschaft in ihren Verzweigungen der „Arminia" und „Germania" war früher uneins unter sich, schon zur Zeit des Wartburgfestes. Nach den Verfolgungen und Einkerkerungen der „Demagogen" in den dreißiger Jahren war aber dieser Zwiespalt längst erloschen. Man hatte sich auf's Neue im Geiste gesammelt. Die Heidelberger Genossen standen mit denen aller übrigen deutschen Universitäten in geheimer Verbindung und zwar in rein germanischer Tendenz. Wien sollte dem Bunde beitreten, und so wurde Günter beauftragt, sich mit

seinen Wiener Freunden in's Einvernehmen zu setzen. Er ließ auch ohne Zögern eine begeisterte Epistel an sie ergehen, die wir nicht säumen werden, an geeigneter Stelle mitzutheilen.

Von einer andern Wiener Correspondenz erfuhren die Freunde nichts. Comtesse Arabella hatte den Studenten aufgefordert, ihr zu schreiben, was er auch nicht unterließ und gleich in den ersten Wochen seines Heidelberger Aufenthalts über seine Studien, Professoren und Collegien gewissenhaft berichtete. Seinen Briefen an die Schöne war jedoch bald abzumerken, daß ihm der Abschiedskuß noch immer auf den Lippen brannte. Wie sehr er die holde Jugendfreundin vermisse, hieß es, wie sie ihm auch aus der Ferne stets in lebendiger Gegenwart vor Augen schwebe und so weiter. Aus den freundlichen Antworten der Comtesse las er sich immer das Beste heraus und ward in seinen Erwiderungen noch weit überschwänglicher als bisher. Diese erhöhte Stimmung des Schreibenden schien die holde Bella ein wenig dämpfen zu wollen. In einem Postscript ihrer letzten Antwort fragte sie nämlich, wie unbefangen: „Sie sind doch nicht krank, mein Freund? Ihre Zeilen zeugen von Aufregung. Sie studiren zu viel. Sie müssen sich schonen." — „Wie sie um mich besorgt ist!" rief

der Liebende und küßte die beglückenden Zeilen, schrieb sogleich zurück. — Wochen vergingen — keine Antwort. Er schrieb auf's Neue. Wieder fruchtlos! — Carl wurde besorgt. Ist sie krank? Er schrieb abermals.

Die drei jungen Hegelianer machten bisweilen Ausflüge in die reizende Umgegend und so wurde auch das anmuthige Heilbronn in Vorschlag gebracht. Der kleine Sachse, der gelegentlich nicht ungern den Galanten spielte, hatte von einer weiblichen Bekanntschaft erzählt, die er dort vor Zeiten angeknüpft. In allen Ehren natürlich. „Aber ein „famoses Mädchen," versicherte er — „dieses Käthchen."

„Die Weiber sind das reine Sein, gleich nichts," — bemerkte kaltblütig Chalybeus, in dessen philosophischer Anschauung eigentlich nur die Männer als Menschen zählten. Das Weib galt ihm auf's Höchste für einen angenehmen Schnörkel der Natur.

Der nicht wortkarge Peterlein ward nicht müde, von den Reizen und der Liebenswürdigkeit des Schwabenmädchens zu erzählen.

„Kümmert Dich die unbekannte Schöne?" wendete sich Günter, dem nur seine Arabella am Herzen lag, zu dem Weiberverächter Chalybeus.

„Mich?“ versetzte dieser trocken — „ganz und gar nicht. Was ist mir Hekuba? Mein Caligula ist mir lieber.“ — So hieß nämlich sein Pudel.

Carl lachte. Der galante Sachse war empört über die Blasphemie.

Als die Pfingstferien eintraten, ließen sich die Beiden demungeachtet zu dem lange verschobenen Abstecher bewegen.

Das „Käthchen von Heilbronn,“ wie man die Tochter des Chirurgus (eigentlich Barbiers) Schäffle zu nennen pflegte, hatte durchaus nichts von Heinrich von Kleist's Somnambule an sich. Es war ein schlankes Mädchen, frisch, lebhaft, mehr als hübsch, mit reichen, kastanienbraunen Locken, die über Stirn und Nacken wallten, den zierlich-kleinsten Ohren und einem feinen Näschen, das munter und ein wenig auffordernd in die Welt hinaus ragte. In ihren großen Augen, dunkel, feurig, sprühend-lustig, etwas hervorquellend, blitzte eine gesunde Sinnlichkeit. Wenn diese Augen nicht geradezu begehrlich blickten, so riefen sie jedenfalls das Begehren hervor. Kein Wunder, daß der kleine Sachse, dessen Galanterien sich das schöne Kind harmlos gefallen ließ, flugs in den Banden der Zauberin lag. Seine Feinde

und Neider sagten ihm wohl nach, daß er in Heilbronn immer nur auf den Zehen einher schreite, um seine winzige Gestalt mit der Größe der schlanken Schönen einigermaßen in das gleiche Niveau zu bringen. Er hatte zu seiner Verzweiflung eine Anzahl Nebenbuhler. Sämmtliche Heilbronner Jugend war von den Rosenketten der schwäbischen Armida umstrickt — allein kein glücklicher Rinaldo konnte sich ihrer besondern Gunst rühmen. Dabei ließ sie sich doch keinen ihrer Verehrer entgehen. Für einen Jeden, auch den unbedeutendsten, hatte sie ein freundliches Wort oder ein angenehmes Lächeln; auch eine gewisse Koketterie war nicht ausgeschlossen, zumeist neuen Erscheinungen gegenüber und wo es der Mühe werth schien, wie bei dem stattlich-störrigen Chalybeus. Der Philosoph wurde auch geschmeidig dem Herlein gegenüber und erklärte das Käthchen für ein ziemlich zweckmäßiges „Für-sich-sein."

Peterlein nach seiner Art tänzelte um die Schöne herum; unser Günter, an den das Mädchen ein paar freundliche Worte gerichtet hatte, schien sich auf der Reserve zu halten. Wem eine Arabella im Herzen sitzt, dem kann ein Käthchen nichts anhaben.

Aeußerst zuthulich benahm sich der Papa mit dem

ungen Oesterreicher, zu welchem er sich, wie er versicherte, gleich hingezogen fühlte. — Der kurze, dicke und kahlköpfige Chirurgus Schäffle war von Haus aus ein Bonvivant. Leben und leben lassen war seine Devise. Von Herzen gern hätte er das allergrößte Vermögen durch die Gurgel gejagt; leider konnte ihm das nur mit einem höchst bescheidenen Besitzthum gelingen — dagegen ziemlich vollständig. Er stak in Schulden bis über die Ohren und lebte vom Tage auf den Tag, was ihn jedoch durchaus nicht abhielt, nach wie vor in den Tag zu leben. Gäste zu bewirthen und sich selber mit ihnen, war seine Hauptleidenschaft. Ein Glas Neckarwein und etwas Braten und Backwerk mußte bei ihm jederzeit vorräthig sein. Zum Glück war das Käthchen eine gute Wirthin, die mit Wenigem Haus zu halten verstand, auch ging das „Geschäft" ziemlich gut. Sämmtliche Verehrer der Tochter ließen sich von dem Vater rasiren oder auch „schröpfen," mittelst kleiner, niemals zurückgezahlter Darlehen. Die gutmüthigen jungen Schwaben hatten in dem gastlichen Hause wie oft gegessen und getrunken, so daß sie es in der Ordnung fanden, auf dem angedeuteten Wege ihr Schärflein beizutragen, damit das flotte Leben nicht zu Ende ginge.

Der Besuch der drei Freunde aus Heidelberg war eine Art Ereigniß für das Schäffle'sche Haus und mußte natürlich, besonders des Fremden, des „Wiener's" wegen, durch eine kleine Schmauserei gefeiert werden. Dagegen ließen es sich die Studenten nicht nehmen, ihre gastfreien Wirthe des Abends „im Jägerhause" frei zu halten, wo es Papa Schäffle nicht unterließ, sich sein ohnehin hochrothes Antlitz bis zur Zinnoberröthe hinauf zu trinken. — Später Abends wurde auch getanzt und Peterlein that das Möglichste, um das schlanke Käthchen gehörig im Kreise herum zu schwenken. Auch andere Heilbronner Verehrer hatten sich eingefunden und das tanzlustige und flinke Mädchen ging von Hand zu Hand, flog zuletzt mit aufgelösten Haaren wie eine Mänade dahin. Die Leichtigkeit und Grazie der Tänzerin erhielt sogar den Beifall des strengen Chalybeus, der natürlich nur als Zuschauer fungirte. Auch Carl Günter, der gefeierte Vortänzer der Wiener Studentenbälle, hielt es unter seiner Würde, sich hier im Kreise herum zu drehen — auch war er mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Wie aber die Tanzpaare an ihm vorüber hüpften, mußte er sich als Kenner sagen: jene leicht dahin schwe-

bende Tänzerin sei wohl eines besseren Partners werth, als eines Peterlein und Consorten.

Während einer Tanzpause saß er im Winkel. Käthchen hatte sich inzwischen die aufgegangenen Locken in bequeme Flechten geordnet, was ihrem anmuthigen Gesichtchen einen neuen, wie häuslichen Reiz verlieh.

„Sie tanzen nicht, Herr Günter?“ redete sie ihn unbefangen an und setzte sich an seine Seite.

„Nicht mehr, liebes Fräulein!“ erwiderte er freundlich.

„Sie haben das Vergnügen abgeschworen? Und für immer?“

„Das eben nicht“ — sagte er zögernd.

„In so jungen Jahren! Das läßt sich denken“ — meinte die Schöne. „Sie sind aber wohl Besseres gewohnt? Wir Heilbronner Mädchen sind dem verwöhnten Herrn Wiener zu schlecht?“ fügte sie schelmisch hinzu.

„Wie können Sie glauben —?“ betheuerte der junge Mann.

„Sie verachten uns nicht? So beweisen Sie's durch die That. Die Musik beginnt eben auf's Neue, da sucht mich auch schon mein Tänzer,“ — sagte Käthchen und

ſtand raſch auf. „Wählen Sie die Grethe dort oder das hübſche Lorchen, das neben ihr ſteht; die Beiden ſind noch frei," — flüſterte ſie ihm zu.

„Wenn Sie's wären!" platzte Carl heraus und war raſch auf den Beinen.

Käthchen beſann ſich einen Moment, dann trat ſie ihrem Partner entgegen: „Die nächſte Tour, lieber Berthold!" ſagte ſie mit ſüßem Blick und Ton. „Der Herr aus Wien wünſcht ein Tänzchen. Gegen Fremde muß man artig ſein. Nicht wahr?" — Dann zu Carl gewendet: „Treten wir an, Herr Günter?"

Carl ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen und im raſchen Fluge ging's dahin. Der junge Mann hatte das gelehrige Käthchen bald in die Wiener Tanzweiſe eingeweiht. Das ſchwebende hübſche Menſchenpaar machte Aufſehen. — Mitternacht war vorüber, als man an's Nachhauſegehen dachte. Man wandelte gruppenweiſe durch die ſchöne Mondnacht, Käthchen an Günters Arm. Chalybeus und Peterlein humpelten hinterdrein. An der Hausthür, an welcher das Barbierbecken prangte, hieß es ſcheiden — doch wurde die Wiederholung des Beſuches, beſonders von Seite Peterleins, feierlich verſprochen.

Der enthusiastische Sachse schwärmte im Nachhausefahren von Käthchen, von der reizenden Erscheinung.

„Das ist: die Existenz gesetzt in ihren Widerspruch!“ erklärte ihm Chalybeus kaltblütig, „nach Meister Hegel.“

„Sie ist ein holdes Werden, ein schönes Dasein!“ rief Peterlein begeistert aus.

Günter sagte nichts. Das Mädchen hatte ihm durchaus nicht mißfallen, doch seine Gedanken waren schon wieder bei seiner Comtesse. — Zu Hause fand er einen Brief mit den so wohlbekannten feinen und zierlichen Schriftzügen. Hastig erbrach er das Antwortschreiben auf seine letzten Herzensergüsse. „Lieber Charles!“ überschrieb die Comtesse wie gewöhnlich; hierauf wurde dem Freunde ihre nahe Vermählung mit dem Fürsten Alexander Sulkowski in flüchtigen Worten mitgetheilt. Der Attaché hatte dem Staatskanzleidienste für immer und unschwer Valet gesagt, um seine reizende junge Gemahlin möglichst bald auf seine Güter in Galizien zu bringen.

Carl blickte wie erstarrt auf das Blatt und las mechanisch weiter. — Die Schöne sei stolz auf ihren treuen und so hochbegabten Freund, hieß es zum Schluß. Ein bedeutendes Lebensziel stehe ihm vor Augen — als

Dichter, Gelehrter, vielleicht Politiker und Staatsmann. Wer weiß, was die Zukunft bringe! Sie werde den Jugendfreund nie vergessen und hoffe auch, er werde ihrer stets eingedenk bleiben.

Carl zerknitterte das Blatt. — „Eingedenk?“ rief er aus. „So was vergißt sich auch!“ ergänzte er mit Bitterkeit. Er ging mit großen Schritten auf und ab, blickte wieder in den Brief, hielt dann inne. „Und sie liebt ihn garnicht, sie heirathet ihn nur!“ setzte er seinen Monolog fort. „Gewiß, ich bin ihr mehr als er! Aber er ist ein Cavalier, ein Fürst. — Und was bin ich? Ein bedeutender Mensch! Ein Dichter! wie sie mich angeschmeichelt. — Ein Dichter! Bin ich's? Nein, o nein! Nichts als ein thörichter, ein bethörter Versemacher, der sich eine herzlose Puppe zur Göttin auserkoren. Aber so sind sie wohl Alle! Nichts mit den Weibern! Chalybeus hat Recht. Ich will es für immer abschwören, das trügerische Geschlecht! Ich war ein Stümper als Mensch wie als Dichter — nun sehe ich's ein. — Fort mit dem Geschmiere!“ rief er wuthentbrannt und riß alle seine poetischen Versuche aus dem Schranke hervor, um sie nach dem Vorbilde seines Wilhelm Meister flugs zu verbrennen. Auch sämmtliche

Briefe Arabella's wurden den hellauf lodernden Manuſcripten zugeſellt. Da lag nun der Aſchenhaufen von Poeſie und Liebe. — „Da liegen meine Irrthümer!“ ſagte Carl wehmüthig. „Nun, ſie ſind todt und begraben!“

Geduld, mein junger Freund! Sie werden wieder auferſtehen.

Fünftes Capitel.

Eine Verſchwörung gegen Thron und Altar.

Die Nacht iſt Feindin aller Polizei,
Die Welt wird Chaos und der Menſch wird frei.

Achim von Arnim.

Die Correſpondenz mit der Comteſſe hatte unſern Helden Monate lang beſchäftigt und ihn ſo ausſchließlich in Anſpruch genommen, daß er ſeiner feurigen Epiſtel an die Wiener Studentenſchaft längſt nicht mehr dachte. Es war auch keine Antwort erfolgt.

Zur Zeit, als die Epiſtel in Wien einlangte, ſaß der Polizei-Untercommiſſär Wenzel Rucicka im Bureau und fertigte emſig Päſſe und Steckbriefe aus. Ein junger Menſch, ziemlich ſchmutzigen Ausſehens, mit einem Struwelpeterkopf, wartete geduldig in einer Ecke des Amtzimmers.

Der Beamte ſchrieb weiter. — „Was Neues, Steffani?“ fragte er nach einer Pauſe, zwiſchen den Zähnen murmelnd, ohne aufzublicken.

Der junge Mensch näherte sich demüthig. „Der Stimmungsbericht vom verflossenen Monat, Herr Commissär" — berichtete der Italiener in ziemlich fertigem Deutsch und überreichte demüthig das Blatt. — Man muß nämlich wissen, daß die Polizei in der „guten alten Zeit" allüberall ihre Spione hatte, auch unter der Studentenschaft. Steffani, ein armer Teufel aus Bergamo und Wiener Studiosus, war nun Einer dieser geheimen Späher und Ausschnüffler. Für monatlich fünf Gulden erstattete er seinen Bericht über etwaige bedenkliche Vorfälle auf der Universität, so über „liberale" Aeußerungen der Studenten, über Ausbrüche von Unzufriedenheit und dergleichen.

Rucicka las die wenigen Zeilen aufmerksam durch.

„Man hat sich kurz gefaßt," — bemerkte er mit einem schiefen Blick.

„Wenn nichts vorfällt, Herr Commissär," — wurde achselzuckend erwidert. „Nissun' avenimento!"

„Man muß aber sein Geld verdienen."

„Das will ich auch. Und vielleicht noch ein kleines Superplus dazu, ein buona mano," versetzte der im Grunde lustige Schelm. „Ich konnte aber die Verschwörung noch nicht zu Papier bringen, da sie

mir eben erst auf dem Wege hieher zur Kenntniß kam."

„Eine Verschwörung!" rief der Polizeibeamte begierig aus, indem er sich auf dem Stuhl-Esel dem Berichterstatter entgegen drehte und die Augengläser zurecht schob.

Steffani trat näher. „Heute Abend kommen sie zusammen, meine Herren Collegen, die Studenten, sind auch von meinen Landsleuten darunter; sie halten geheimen Commers in der bekannten Kneipe außerhalb der Stadt," — flüsterte er mit Wichtigkeit. „Ich bin dazu eingeladen. Soll ich hingehen, Herr Commissär?"

„Versteht sich von selbst! Und mir genau referiren über Alles und Jedes, was dort geschieht oder gesprochen wird."

„Benissime. Aber soll ich mich von den Camera-den frei halten lassen?"

„Wozu? Warum?"

„Weil ich keinen Kreuzer Geld habe. Und man muß doch etwas zehren — schon des Wirthes wegen. Sonst wird man über die Achsel angesehen."

Dem Menschen wurden ein paar Gulden von Amtswegen verabreicht.

Der welsche Spion schob sich dankend zur Thür hinaus, mit der angenehmen Aussicht auf ein ausgiebiges Nachtmahl für heute.

Der Beamte notirte die verausgabte Summe und schien über die Sache nachzudenken. „So wird's vielleicht am besten sein," murmelte er. Der versteckte Böhme hatte seinen Plan gefaßt.

In einer Bier-, Wein- und Branntweinspelunke vor einer der Linien Wiens ging es an jenem Abende ziemlich hoch her. In der Gaststube herrschte der gewöhnliche Lärm, auch gelegentlicher Zank. Handwerker und Fuhrleute trieben sich dort herum, liederliche und halb verdorbene Kleinkrämer, anrüchige Winkelschreiber und andere dunkle Existenzen und problematische Naturen. Auch an einigen mehr als zweideutigen Weibspersonen fehlte es nicht. Die Dirnen gaben mit großem Erfolg ihre unverschämtesten Lieder zum Besten. Die Polizei hielt von Zeit zu Zeit ihre nächtlichen Razzias in dem verrufenen Lokale und das eingebrachte Wild lohnte häufig die Mühe; doch hatten die Hauptstrauchdiebe unter dem Gesindel gewöhnlich die Witterung von einem derlei projectirten Ueberfall und glänzten an solchen Abenden nur durch ihre Abwesenheit. Heute war aber

das Schankzimmer besonders gefüllt — man mochte sich völlig sicher fühlen.

Die Schankstube lag an der Straße. Nach rückwärts war eine Art Garten, wenn man ein Dutzend Bäume und Sträucher und einige schlecht gepflegte Blumenbeete so nennen will. Hier befand sich auch der Tanzsaal mit der Musikestrade, heute für die „Herren" beleuchtet und besonders hergerichtet. Die Herren waren die Studenten, ein Rudel junger Leute von sechzehn bis zwanzig Jahren, allen Nationalitäten angehörig, aus denen das polyglotte Oesterreich zusammen geschweißt ist. Die Mehrzahl Wiener und Deutsch-Oesterreicher, sonst auch Ungarn, Polen, Böhmen, Italiener, mit Mischlingen aus Triest und Dalmatien. Die Führer hatten nicht ohne Absicht diesen kleinen Völker-Congreß zusammen getrommelt, die besten Köpfe und beherztesten Jungen auserwählt, obwohl es auch an furchtsamen oder räudigen Schafen nicht fehlte, wie sie unter jeder Masse vorkommen.

Der Commers wurde mit Bierkrügen und langen Pfeifen, wie mit dem Absingen ziemlich harmloser Freiheitslieder eingeleitet. Der kluge Wirth hatte auch nicht versäumt, die Herren mit recht ausgiebigen Portionen

der beliebten „Schnitzel“ zu bedenken, als Lockspeise, di er bei den folgenden Zusammenkünften gehörig zu schmä lern gedachte.

Man war bald in gehobener Stimmung. Da benutzte der Senior und Hauptredner, ein der Medicin beflissener, stämmiger und stark bebarteter Ober-Oester reicher von zwei und zwanzig Jahren, den man wohl für majorenn halten durfte. Er bestieg die Estrade, stieß das Musikresiduum, die etwas schadhaften und staubigen Pauken mit dem Fuß bei Seite und begann mit einer Baß- und Stentorstimme: „Meine Herren“ —

„Silentium!“ riefen die Studenten und schlugen mit den Messern auf Teller und Gläsern an.

„Ich fühle mich hoch erfreut und geehrt,“ — versicherte der Vorredner, — „daß Ihr meinem Rufe gefolgt seid und Euch so zahlreich eingefunden habt, in dieser feierlichen Stunde der Nacht, in welcher wir nichts Geringeres im Sinn haben, als das Wohl des Gesammt-Vaterlandes zu berathen, wie es tüchtigen Jünglingen und werdenden jungen Männern geziemt, die nach Freiheit dürsten und das Joch der Sklaverei abzuschütteln bereit sind, sobald die Stunde der Befreiung schlägt, d

welcher sich die so lange geknechteten Völker endlich erheben werden und müssen."

Diese sanguinische und von keinem der Anwesenden im Geringsten bezweifelte Versicherung erregte einen allgemeinen ungeheuren Jubel und Beifallssturm. Man stieß auch mit den Biergläsern auf den heran nahenden „Völkerfrühling" an. — Steffani benutzte die lärmende Begeisterung, um sich, die Hände unterm Tisch, Einiges aus der Eingangsrede zu notiren. Ein paar furchtsame Schafe, die neben einander saßen, sahen einander mit etwas bedenklichen Blicken an.

Der Redner fuhr fort:

„Bevor wir den eigentlichen Commers eröffnen, hab' ich Euch einen Gruß von einem unserer ehemaligen Genossen zu überbringen, von der Besten Einem, von unserm Carl Günter, dermalen in Heidelberg."

„Vivat!" rief der Chorus.

„Mehr als Gruß," — fuhr der Redner fort. „Der Treffliche schreibt Euch hier im Namen der gesammten deutschen Burschenschaft und ladet auch uns Wiener ein, mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen."

„Angenommen!" erscholl es von allen Seiten.

Der Redner las den Schluß der Epistel: „Wenn

ich Euch verlassen habe, meine Brüder, so ist's, um der Wissenschaft, die die wahre Freiheit ist, an einem Orte zu dienen, wo ihr eine bessere Stätte bewahrt bleibt als in unserm polizeilich-geknechteten Wien." (Applaus.) „Ich und meine deutschen Genossen grüßen die treuen Wiener Brüder, auch die nicht deutschen — denn das Herz macht die Brüderschaft, nicht die Zunge." (Laute Zustimmung. Händeklatschen.) „Was Ihr immer beschließen mögt, dem stimme ich im Vorhinein bei und nennt nur getrost meinen Namen, wenn Euch Verfolgung bedrohen sollte. Mit Euch befreit oder mit Euch verurtheilt. Zu Schutz und Trutz! Freiheit, Einheit und Brüderlichkeit! Euer Carl Günter."

Der enthusiastische Brief rief die allgemeinste Befriedigung hervor. Hierauf wurde zum eigentlichen Commers geschritten. Daß Oesterreich frei werden müsse, eigentlich ganz Europa, Rußland und die Türkei mit einbegriffen, darüber waren Alle einig. Nur über die Mittel, wie das zu bewerkstelligen sei, herrschten die verschiedensten Meinungsschattirungen. Man kam dabei vom Hundertsten in's Tausendste. Daß sich die disparaten österreichischen Nationalen bei dem Anstreben des gemeinsamen Freiheitszweckes als Brüder ansehen und

darnach behandeln sollten, darüber war im Princip und in thesi kein Zweifel; doch meinte ein Pole, daß die Ruhe und der Frieden Europa's ewig schwankend bleiben würden, so lange nicht ein Königreich Polen hergestellt sei. Oesterreich möge zwar sein Galizien einstweilen „provisorisch" beibehalten, seiner Zeit aber nicht hindern, daß es sich friedlich loslöse. Als Entschädigung wurden ihm dafür die untern Donau-Länder in Aussicht gestellt, wogegen aber ein Ungar protestirte und diesen Schweine erzeugenden Zuwachs als ein der magyarischen Machtvollkommenheit schlechterdings gebührendes Alluvium für sich und seine Landsleute in Anspruch nahm. — Ein Italiener suchte zu beweisen, daß Mailand und Venedig, nicht minder als Galizien, von dem österreichischen Staatskörper loszutrennen seien, sollte die Idee der italienischen Einheit, wofür seit Jahren so viele Edle geblutet, nicht in das Fabelreich verwiesen werden. Junge Leute aus Triest und Dalmatien stimmten dieser Ansicht vollkommen bei und wurden von der deutsch-österreichischen Partei nur matt bekämpft. Das besondere Königreich und die „coruna czeska", welche ein Böhme beanspruchte, blieb einstweilen in der Minorität. Zuletzt ließ man die Schwierigkeiten der Nationalitäten-

Frage fallen und einstweilen auf sich beruhen, um ausschließlich die der Freiheit auf's Tapet zu bringen. Dabei kamen die ungeheuerlichsten Anschauungen und Behauptungen zum ungeschminktesten Ausdruck. Für's Erste wurde allen Gegnern der freiheitlichen Entwicklung ein laut donnerndes Pereat gebracht: den Aristokraten, den Pfaffen und Geldleuten, vor Allen dem Fürsten Metternich, dem Grafen Sedlnitzki und dem König Louis Philippe. „Der hat die Pariser Julitage wegeskamotirt," — rief ein radicaler junger Mensch — „die Krämerseele ist des Todes würdig."

Alle waren damit einverstanden. „La mort sans phrase!" warf ein Humorist dazwischen und erregte allgemeine Heiterkeit.

Ein Anderer sprach nun für die Republik, als der einzig vernünftigen und der Menschheit würdigen Staatsform.

„Damit hat's noch Zeit!" überschrie ihn ein Dritter. „Wie wollt Ihr flugs die Fürsten abschaffen, die alle mit einander im Bunde, auch verwandt und verschwägert sind!

Königshaupt ist wie die Hyder:
Schlag' es ab, es wächst gleich wieder!

Darum bin ich auch aus Grundsatz nicht dafür, den Louis Philippe oder den König von Preußen umzubringen. Ein Anderer besteigt dann den Thron und es kommt selten was Besseres nach! Gegen die Regierungen muß man sich wenden, gegen das Regieren überhaupt. Unser Ideal ist die friedliche Anarchie — unser nächster und gefährlichster Gegner — die Polizei. Darum gilt es, ihr allen möglichen Tort anzuthun. Und malkontent muß man bleiben, das ist die Hauptsache, das steckt auch an. Semper aliquid haeret. Darum nur malkontent und ewig malkontent!"

Damit schlug der Redner mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen klirrten und sämmtliche Anwesende gaben sich mit höchster Befriedigung als lauter Unzufriedene zu erkennen.

Im Schankzimmer nach der Straße ging es indessen nicht minder geräuschvoll zu. Es war bereits Ein Uhr Nachts und die schmutzigen Karten klatschten auf den unsaubern Tischen, die Würfel klapperten, die Bierkrüge füllten sich ohne Aufhören auf's Neue, die rothen Gesichter glühten und Fäuste und Nasen kamen ab und zu in unliebsame Wechselberührungen. Plötzlich ließ Einer der Gäste, der in der Fensternische saß, ein

lautes: „Sch!“ vernehmen. Allgemeine Stille. Man horchte auf. Feste Schritte von außen. „Bei Fuß!“ wurde commandirt. Gewehre stießen auf den Boden.

„Die Patrouille!“ flüsterte der Wirth. „Karten weg, Würfel weg!“ Es geschah. Die meisten Gäste standen verlegen von den Tischen auf. Der uns bekannte Untercommissär war eingetreten.

„Was ist das, Wirth?“ wurde dieser mit bureaukratischer Brutalität angeherrscht — „die Polizeistunde längst vorüber und man hält noch immer offen?“

„Die Leut' haben just nach Hause wollen, Herr Commissär,“ — wurde demüthig versichert und nicht ganz der Wahrheit gemäß hinzu gesetzt: „Ich laff' auch seit einer Stund' oder so kein Faß mehr anzapfen!“

„Es ist gut. Und Ihr scheert Euch fort!“

Die Vagabonden, froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, ließen sich das nicht zweimal befehlen.

Als die Stube geleert war, wurde weiter inquirirt. — „Ihr habt ja noch andere Gäste?“

„Einige Herren Studenten,“ war die zögernde Auskunft, — „die sich einen lustigen Abend machen wollen, dort, im Gartensaal.“

„Weisen Sie mir den Weg.“

Ein Pfiff — und zwei Vertraute oder „Naderer" ſchlüpften wie Geiſter herbei. Sie alle wanderten ſchweigend dem Tanzſaale zu. Die bewaffneten Polizeiſoldaten umſtellten inzwiſchen das Haus. —

Nach dem Bier hatte der Wein bei den Studenten das ſeine gethan. Sie waren in erhöhter Stimmung und für das „Vaterland" jedes Opfer zu bringen bereit. Dieſes Vaterland mußte vor der Hand allerdings ein ideelles bleiben, da man über deſſen wirkliche und practiſche Conſtituirung noch nicht völlig in's Reine gekommen war. Jedenfalls war's eine ausgemachte Sache, daß man ſich als „Brüder" zu betrachten und darnach zu behandeln habe. Und ſo umarmte der Ungar den Deutſchen, der Pole den Czechen, der Italiener alle mit einander und ſie ihn vice versa. Der erſte Vorredner mit der kräftigen Stimme gedachte dieſem feierlichen Momente auch eine gewiſſe poetiſche Weihe angedeihen zu laſſen. Und ſo forderte er die Studenten auf, in einen Halbkreis zu treten, er ſelbſt ſtellte ſich mit hoch erhobenem Arm vor ſie hin, um die Verſe aus der Rütli-Scene zu intoniren, die der Chor ihm nachſprechen ſollte.

Er begann mit Salbung:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr“ — —

„Jesus, die Polizei!“ quiekte Eins der Schafe, ein blutjunger Bursche, noch halb im Mutiren begriffen. Und in der That, der Commissär sammt den beiden Vertrauten war in den Saal getreten, die Säbel der Polizeisoldaten blinkten durch die offene Thür. Der Kreis stob eilig auseinander. Die Beherzteren traten den amtlichen Störenfrieden mit einem entschiedenen Wesen entgegen.

„Was wünschen Sie von uns, meine Herren?“ fragte der Rütli-Chorführer.

„Ich wünsche zu erfahren, was Sie hier in so später Stunde zusammen führt,“ — sagte der Commissär mit Betonung, um nicht mit seinen Untergebenen gleich gestellt zu werden.

„Wir halten Declamationsübungen. Aus Schiller“ — erhielt er die Auskunft. „Sie haben's ja gehört.“

„Keine Späße, Arnold!“ versetzte der Beamte mit barschem Ton. „Sie sind uns längst angezeigt und wir kennen Sie.“

„Nun, wenn Sie mich kennen, so werden Sie auch

wissen, daß ich studiosus medicinae im dritten Jahre bin und daß mir folglich das Herr gebührt."

„Sehr wohl, Herr Arnold! Sie werden uns auch folgen, Herr Arnold, und die Nacht bis auf Weiteres im Polizeihause zubringen, mein Herr Arnold!" nergelte ihn der boshafte Mensch mit sichtbarer Wollust.

Der Student zuckte mit der Achsel.

„Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell!"

wendete er sich lachend zu seinen Gefährten. Wenige von ihnen lachten aber. Das Wort „Polizei" hatte für die Mehrzahl einen besonderen Schreckensklang. Zumeist für die Wiener. — Sämmtliche Anwesenden mußten ihre Namen angeben. Rucicka fand mit richtigem Tact bald die Rädelsführer heraus, die den Weg Arnolds wandeln mußten. Auch Steffani wurde ihnen beigesellt — damit der Verdacht des Verräthers nicht auf ihn fiele, wie der schlaue Italiener sogleich begriff und sich im Stillen bereits das „Schmerzensgeld" berechnete, womit man ihn für die Nacht auf der Pritsche ohne Zweifel entschädigen werde. — Die jüngeren Studenten verlegten sich auf's Bitten. Einige weinten sogar. Der Commissär machte Allen die Hölle heiß, entließ aber die Mehrzahl ungehindert nach Hause. Es waren Söhne

von Regierungsräthen und Hofräthen unter den jungen Verbrechern, die natürlich zu schonen waren.

Sämmtliche Anwesende mußten die Taschen ausleeren. Von Papieren gab es jedoch wenig Erhebliches zu confisciren, ein paar geschriebene Freiheitslieder etwa ausgenommen, nebst der Epistel Carl Günters, die offen auf dem Tische lag und die der Commissär besonders beisteckte.

Die Untersuchung über die Verschwörer wurde in der Folge polizeilich abgehandelt und währte weit über ein halbes Jahr. An die dreißig Studenten wurden, einzeln oder in Gruppen, an die hundert Mal verhört, einige von ihnen relegirt, ein paar unter's Militair gesteckt, Andere kamen mit Arrest oder Hausarrest davon. Weder des Heidelberger Studenten Carl Günter, noch seines revolutionären Briefes war in den Prozeßakten erwähnt worden.

Der dicke Aktenfascikel trug die Aufschrift an der Stirn: „Verschwörung gegen Thron und Altar."

Rucicka bekam durch seine Entdeckung jener höchst staatsgefährlichen Umtriebe sammt Ablieferung von neun und zwanzig Ziegenhainern einen gewaltigen Stein im Brett, selbst bei der Polizeihofstelle. Bald nach beendigter Untersuchung war er Obercommissär.

Dagegen hatte die Nemesis den italienischen Spitzel Steffani beim Schopf erwischt. Sein geheimer Zusammenhang mit der Polizei kam durch irgend einen Zufall an den Tag und trug ihm von Seite seiner Collegen eine tüchtige Tracht Prügel ein. Ob ihm auch dafür ein Schmerzensgeld zu Theil geworden, darüber verlautet nichts Gewisses.

Rucicka hatte damals nicht ohne Absicht den Brief des jungen Günter bei Seite geschoben. Dem stets schlau calculirenden Manne, welchem sonst wenig an dem jungen Menschen gelegen, war es jedoch nicht unbekannt, welcher Beliebtheit sich der Heidelberger Student bei den Weißensteins zu erfreuen hatte, deren Gunst auch ihm, dem Hofmeister wie dem Beamten, seit Jahren reichlich zu Theil geworden. Erst unlängst, an seinem Geburtstage, hatte ihn Gräfin Helene mit feinen Hemden und nicht minder feinen Cigarren beschenkt. Aus „Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Familie" hatte er es daher für seine Pflicht gehalten, sich mit dem gräflichen Hause über jene bedenkliche Epistel insgeheim zu berathen. Die Sache sei allerdings schwer zu vertuschen, meinte er, indem er zugleich sein schmerzliches Bedauern aussprach, das jedenfalls „unvorsichtig stylisirte Schriftstück" nach

seiner strengen Amtspflicht den Akten beilegen zu müssen.

„Lassen Sie mich's lesen!" sagte Comtesse Bella (damals noch nicht Fürstenbraut) und nahm ihm die Schrift ohne Umstände aus der Hand, mit der gewissen aristokratischen Nonchalance, die ihr so wohl anstand. Während nun über die Sache hin und her gestritten wurde und der pflichtgetreue Beamte schließlich die Epistel zurück verlangte, versicherte ihn die Comtesse mit großer Kaltblütigkeit: „Unmöglich, lieber Rucicka! Ich habe die Schrift aus Aerger über den närrischen Menschen und halb in der Zerstreuung zerrissen und in den Kamin geworfen."

Der Beamte war erstarrt, schien auf den Tod erschrocken. „Meine Amtsehre — mein Gewissen!" stammelte er. Die Gräfin Mama suchte ihn zu beschwichtigen, auch der Oberst. Bella gab ihm gute Worte. „Machen Sie bonne mine à mauvais jeu!" — sagte sie. „Es ist einmal geschehen — und es wird Ihr Schade nicht sein!" fügte sie mit Betonung hinzu.

Als Rucicka des Abends vom Büreau nach Hause kam, fand er ein Billet von zarter Damenhand, nebst einem versiegelten Päckchen. Wir müssen ihm zu seiner

Ehre nachsagen, daß er das Billet zuerst erbrach. Es enthielt die Worte: „Das Beiliegende will nicht bestechen, nur erinnern an die ruschliche und schuldbewußte Arabella Gräfin von Weißenstein. PS. C. G. hat doch nichts zu besorgen? Ich verlasse mich darauf."

In dem Päckchen befand sich eine goldene Repetiruhr sammt Kette, ein nothwendiges Möbel, zugleich eine längst ersehnte Zierde, die sich der schlechtbesoldete Beamte bisher hatte versagen müssen. — Was zu thun? Annehmen und erkenntlich sein.

Dank der Energie und Freigebigkeit der Comtesse wurde der Namen Günter in dem Untersuchungsprozesse nicht genannt, da das Hauptbeweisstück fehlte. Der Aufwiegler in Heidelberg hatte keine Ahnung von der aristokratischen Sicherheit, mit welcher seine Jugendfreundin die ihm drohende Polizeigefahr von seinem schuldigen Haupte abgewendet hatte. Wäre ihm dieser edle Zug bekannt geworden, der jedenfalls große Theilnahme, auch für den abwesenden Freund verrieth, wer weiß, welche Hoffnungen darauf zu bauen er sich damals veranlaßt fühlen konnte! Doch inzwischen war Bella Braut geworden und — eine neue Erscheinung aufgetaucht.

Sechstes Capitel.

Das Käthchen von Heilbronn.

Drei Worte, Romeo!
Julia.

Carl Günter in Heidelberg hatte sich inzwischen in seine Studien vergraben, um sein Liebesunglück zu vergessen. Da mahnte ihn Peterlein wiederholt an Heilbronn und an den zweiten Besuch, welchen sie dort zugesagt. Carl ließ sich endlich dazu bewegen. Er glaubte Zerstreuung zu finden, fand sie auch. Vater wie Tochter nahmen die beiden jungen Leute so freundlich, so gemüthlich auf! „Das Herz geht Einem dort auf!“ bemerkte der enthusiastische Peterlein auf dem Heimwege. Günter sagte nichts, ließ sich aber zu einem dritten und vierten Besuche unschwer bereden, kam immer besserer Laune nach Hause. Der kleine Sachse, in dessen Geldbeutel häufig Ebbe war, wurde von dem Wiener, dem es sein Vater an nichts fehlen ließ, stets reisefrei

gehalten. Chalybeus ſchüttelte den Kopf über dieſe „erotiſchen Ausflüge“, beſonders als Freund Günter eines Tages mit Zurücklaſſung ſeines Begleiters verſchwunden war. Da murrte auch Peterlein im Stillen, fügte ſich aber in ſein Schickſal. Daß ihn der hübſchere und liebenswürdigere Freund bei dem Käthchen vermuthlich ausgeſtochen, erklärte er nach Hegel als die „entwickelte Wirklichkeit“ oder die Nothwendigkeit.

Verſchiedenere weibliche Naturen als die ariſtokratiſche Arabella und das bürgerliche Käthchen ließen ſich wohl kaum denken. Carl verglich die beiden Weſen im Stillen mit einander. — Das einfache Käthchen, das den Tiſch deckte, in Küche und Keller lief, in jeder Bewegung anmuthig, auch angenehm geſchwätzig und doch aufmerkſam zuhorchend, wenn die Rede auf ernſte Dinge kam — das war eine ganz eigene, wohlthuende Erſcheinung. Sie hing an ſeinen Lippen, wenn Carl ihr von ſeinen Studien erzählte und da das Mädchen den Drang fühlte, ſich zu bilden, ſo wurden die Bücher und Schriften beſprochen, an die ſie ſich etwa zu halten hätte. Er mußte ihr auch vorleſen, ihr die Stellen, die ſie nicht gleich begriff, erklären, und ſie nahm begierig jeden Wink, jeden Fingerzeig auf.

„Was Sie doch Alles wiſſen!“ hatte ſie bei einer ſolchen Gelegenheit ausgerufen. „Und Sie geben ſich ab mit mir unwiſſendem Ding! Wie muß ich Ihnen dankbar ſein!“

Das liebe Mädchen! Der junge Mann fühlte ſich wie Fauſt ſeinem Gretchen gegenüber.

Wie anders ſeiner Zeit die Comteſſe, die jedem ernſten Geſpräche lieber aus dem Wege ging, und wenn ihr Carl ſeine Gedichte vorlas, bisweilen die Lippen zuſammen preßte, um ein inneres Gähnen nicht zu verrathen. — Warum hatte er doch ſeine ſämmtlichen Verſe verbrannt! Er recitirte dem Käthchen Bruchſtücke aus dem Gedächtniß. Sie war entzückt darüber. Bei einem der Gedichte: „Im Walde“, lauteten die Schlußverſe:

„Nur das Eichhorn hör' ich ſpringen,
Und es rauſcht in allen Zweigen,
Käfer ſchwirren, Vöglein ſingen,
Und, Gott Lob, die Menſchen ſchweigen!“

„Wie ſchön! Das mahnt an meinen Landsmann Carl Meyer oder gar an Lenau!“ rief das Mädchen aus.

„Finden Sie?“ ſagte der junge Poet geſchmeichelt.

Wer einen Dichter lobt, der hat ihn gewonnen. Doch in dieſem Falle war das nicht mehr nöthig. Die Comteſſe Braut war längſt vergeſſen, aber auch das Abſchwören des weiblichen Geſchlechtes. — Auf einem Abendſpaziergange — der Papa wanderte hinterher, die Hände auf dem Rücken und die Augen nach dem Firmament gekehrt, denn es fing eben zu donnern an — da war's, daß das holde Käthchen dem jungen Mann im Abenddunkel den erſten Kuß gewährt hatte. Seitdem war er Feuer und Flamme. — Doch die Freunde harrten ſein, auch die Profeſſoren — es galt zu ſcheiden. —

„Sie kommen doch bald wieder, Herr Günter?“ forderte der gemüthliche Vater Schäffle ihn auf.

„Wenn Sie erlauben — gewiß!“

„Und Sie bringen Herrn Peterlein mit?“ ſagte Käthchen.

Carl ſtutzte.

„Warum?“

„Der kleine Mann iſt ſo luſtig. Und ich will nicht immer mit Ihnen allein ſein. Adieu!“ — Damit ſchlüpfte ſie raſch in's väterliche Haus, ohne ſeine Erwiderung abzuwarten.

„Himmlisches Mädchen!“ rief Carl ihr wonnetrunken nach.

„Ein prächtiger junger Mensch! Und er hat auch Batzen,“ meinte der Papa, erhielt aber von Seite des Töchterleins keine Antwort.

Dem zweiundzwanzigjährigen Käthchen war eine gewisse Schlauheit und Berechnung nicht völlig abzusprechen. Sie hielt über ihre Heilbronner Verehrer der Reihe nach in Gedanken die Rückschau. Ein einziger war darunter, ein junger doctor medicinae, ein höchst biederer Schwabe, bei welchem man etwa an's „Heimführen“ denken konnte. Auch der Papa hatte den Mann nach dieser Richtung scharf in's Auge gefaßt und das Töchterlein wiederholt gemahnt, daß es endlich Zeit wäre, „Ernst zu machen.“ — Käthchen meinte das beiläufig auch — da trat ihr aber in dem jungen Günter eine wünschenswerthere Erscheinung entgegen, als sich ihr in dem stillen Provinz-Leben jemals dargeboten. Carls Verhältnisse waren ihr, so wie ihrem Vater, durch die offenen Mittheilungen des jungen Menschen längst bekannt geworden. Er war zwar kein Prinz, aber doch der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes, der die rechte Hand eines österreichischen Grafen war. Der Student ging selber

wie ein Cavalier gekleidet und hatte immer Geld in Hülle und Fülle. Das Käthchen dagegen war eine arme Baderstochter, wie seiner Zeit der „Engel von Augsburg“. Wie ließ sich da an Heirath denken? Sie dachte auch nicht eigentlich daran. Aber sie nahm Interesse an dem hübschen, geistreichen und gemüthlichen jungen Mann. Sie hatte sich schließlich in ihn verliebt. Das war ein Unglück! — Das Mädchen war nichts weniger als kalt, wohl aber auf der Hut — denn die viel umworbene Schöne hatte schon einmal eine ziemlich betrübte Erfahrung machen müssen.

Eines Abends saß sie in ihrem einsamen Stübchen, den Kopf auf den Arm gestützt. Sie dachte an Heidelberg und an den fernen Freund. Wird er kommen? Soll er auch? — Sie seufzte. Bilder einer trüben Vergangenheit, einer zweifelhaften Zukunft beängstigten die Seele des Mädchens. — Die Zimmerthür flog auf. Der erhitzte Papa stürmte herein, den jungen Mann an der Hand.

„Wen bring' ich da, Kind?“

„Käthchen!“ — Carl stürmte ihr entgegen.

„Mein Gott, Günter — Herr Günter!“ rief das Mädchen, halb erfreut, halb erschrocken und stand

vom Seſſel auf. „Wo iſt Herr Peterlein?“ ſetzte ſie beſonnen hinzu.

„Brauchen Sie ihn? Bin ich nicht genug?“ ſagte der junge Mann, wie verletzt.

„Ihr werdet Euch doch nicht gleich im Moment des Wiederſehens zanken wollen, Kinder?“ meinte der gemüthliche Papa und räumte ſtracks das Feld, um Wein aus dem Keller zu holen, wozu er ſich aber gehörig Zeit ließ.

Die Liebenden waren bald wieder ausgeſöhnt. Carl verſicherte das Mädchen, daß er es in Heidelberg nicht länger ausgehalten. Er mußte ſie ſehen, ſprechen — allein, ungeſtört.

„Und Ihre Studien?“ wendete die Schöne ein.

„Ich habe Bücher mitgenommen. Auch in Heilbronn läßt ſich ſtudiren.“

„Sie wollen alſo längere Zeit bei uns aushalten?“

„Acht Tage auf's wenigſte! Bis Sie mich wegjagen.“

Das Mädchen zeigte ſich wenig auf eine ſolche Treibjagd erpicht und der junge Mann ſchien auch durchaus nicht zu beſorgen, daß man ihn mit Hunden fort

hetzen werden. Carl war gesprächig, munter, zu tausend Scherzen und Possen aufgelegt — das Käthchen ernsthafter als gewöhnlich. Er küßte ihre weichen Locken, was sie mit einem leisen „pst“ gewähren ließ, — bald darauf ihre Augen, ihren Mund, was man zu hindern nicht mehr den Muth fand. Es herrschte bereits völlige Dämmerung in der heimlichen Stube, als der Papa mit den Weinflaschen und einem Imbiß eintrat.

Daß sich in Heilbronn studiren lasse, ist außer Zweifel, eben so gewiß ist aber, daß der Studiosus in den acht Tagen kein Buch oder Collegienheft aufgeschlagen. Die Leidenschaft hatte sich seiner vollauf bemächtigt. Er aß nicht, schlief nicht, hielt jede Minute für verloren die er nicht bei der Schönen zubrachte. Zum Glück war das arme Käthchen besonnen für Beide. Drei Küsse für den Tag wurden erlaubt, mehr nicht. Nur daß man sich bisweilen verzählte. Günter mußte ihr auch wieder vorlesen, um die Stunden hin zu bringen und damit er fein bei der Stange bliebe. Alle Mädchen sind aber praktisch, wie sogar die poetische Julia mit ihren „drei Worten:“

„Wenn deine Liebe, tugendsam gesinnt,
Vermählung wünscht, so laß mich morgen wissen“ —

und so weiter. Auch unser Käthchen dachte ein ähnliches Ansinnen zu formuliren, wie die schöne und unglückliche Veroneserin.

„Wir lieben uns," sagte sie, „aber was soll daraus werden?"

Carl stutzte.

„Wenn wir uns lieben? Was braucht's da noch?"

Das Mädchen sah ihn wehmüthig an.

„Können wir uns jemals angehören?" sagte sie zögernd. „Du bist ein Student, noch so jung, jünger als ich vielleicht." Die schönen Augen perlten von Thränen. „Der Zufall hat uns zusammen geführt," hauchte sie, „ja, ein unglückliches Geschick!"

„Unglücklich?" brauste der Jüngling auf.

„Glauben Sie mir, Herr Günter, das Beste ist, wir trennen uns!" sagte sie entschlossen, à la Luise Miller.

„Unmöglich, Käthchen!"

Carl sprang vom Stuhl auf, lief mit großen Schritten in der kleinen Stube herum.

Käthchen saß trauernd, in sich gekehrt, die Augen verhüllt. Ihre Thränen flossen seinetwegen, sollte er sie nicht trocknen? Sie liebte ihn, wie er sie, was war da noch zu bedenken? Er stürzte auf das Mädchen zu.

„Käthchen! Willst Du mein Weib werden?“

Das Mädchen schnellte empor.

„Mein Gott! Dein Weib! Verdien' ich's denn?“

Der Liebende überhörte das Wort, das ihr unwillkürlich entschlüpft war.

„Du weißt, ich bin noch nicht mein eigener Herr,“ erklärte er ihr, „ich hänge von meinem Vater ab, auch habe ich Pflichten gegen die Freunde wie gegen die Wissenschaft. In Jahr und Tag etwa sind aber meine Studien zu Ende. Dann wähl' ich selbstständig meinen Lebensweg, erkläre mich auch gegen meinen guten Vater. Bis dahin bleibe unser Bund geheim. Doch von heute an bist Du mein, für immer mein, und Niemand soll Dich mir entreißen!“

Damit trocknete der heißverliebte junge Mensch die Augen der Schönen und bedeckte sie mit Küssen, weit über die contrahirte Zahl.

Das Mädchen wies den Feuerkopf in seine Schranken. Er mußte versprechen, seltener zu kommen, etwa einmal im Monat, und nur auf einen Tag, auf's höchste zwei; auch niemals allein, sondern immer im Geleite Eines der Freunde. Dagegen wurde ein brieflicher Ver-

kehr verabredet. Das Verhältniß solle übrigens vor aller Welt geheim bleiben. So schieden sie als Verlobte.

Papa Schäffle ließ es sich nicht nehmen, den Reisesack des ungern Scheidenden zu packen. Bevor dieser in den „Hauderer" stieg, eröffnete ihm der Alte, daß er in Verlegenheit sei, einer gewissen kleinen Summe wegen, die — —

Der verliebte Student ließ ihn nicht ausreden, drückte ihm an Goldstücken in die Hand, was er eben bei sich führte. Beide schieden zufrieden mit einander.

Die Post zwischen Heidelberg und Heilbronn hatte von nun an täglich einen Pack Liebesseufzer hin und her zu befördern. Carl hielt auch seinen Vertrag gewissenhaft, besuchte die Geliebte nur selten und stets im Geleite des treuen Peterlein. Er studirte auch wieder fleißig. Eine Professur, in Philologie oder Geschichte, hatte er sich im Stillen als sein Lebensziel in Aussicht genommen. Chalybeus war mit seinem Freunde zufrieden und des Käthchens von Heilbronn wurde nur selten und beiläufig erwähnt.

„Das Mädchen war eine vorübergehende Erscheinung," philosophirte der Hegelianer, „und folglich steht

sie im Widerspruch mit der seienden Vernunft, mit der wahren Wirklichkeit. Nur was vernünftig ist, das ist wirklich."

So vergingen Herbst und Winter. Doch eines Morgens, während Carl in seine Studien vertieft saß, wurde heftig an die Stubenthür geklopft und Käthchens dicker und kurzhalsiger Papa schoß keuchend herein.

„Da bin ich, Herr Günter! Da sind wir mit Sack und Pack!" rief er dem Studenten entgegen.

Carl sprang vom Sessel auf.

„Auch Käthchen?" fragte er hastig.

„Mein Kind, mein chirurgischer Apparat, der ganze fundus instructus! Ich hab' das Heilbronner Wesen satt. Kein rechtes Verdienen dort, kein vernünftiger Umgang, und das Mädel versauert mir dabei. So hab' ich das Heidelberger Terrain ein wenig im Voraus recognoscirt und werde meine Boutique hier aufschlagen. Dort aber bin ich in aller Stille bei Nacht und Nebel davongewischt. Die Leute haben's nicht besser um mich verdient!"

Mit andern Worten: der leichtsinnige Alte war zuletzt von seinen Gläubigern hart bedrängt worden. Ein Verhaftsbefehl wegen Wechselschulden lag gegen ihn

vor. So spielte er das Präventre. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, dachte er, und flüchtete vor der Hand aus Schwabenland in's Badische. Auch würde ihn der Verehrer seiner Tochter nicht sitzen oder gar „setzen" lassen. Darin hatte er sich auch nicht verrechnet. Der verliebte junge Mensch berichtete nach Möglichkeit die dringendsten Accepte des alten Taugenichts und saß dafür im Hinterstübchen bei der Tochter, während der Papa in der Officin die Bürger und Studenten einseifte. Der gemüthliche Peterlein beneidete seinen glücklichen Freund, der strenge Chalybeus aber schüttelte seine Löwenmähnen.

Die Verliebten sahen nicht rechts, nicht links, waren nur für einander auf der Welt.

Die böse Welt aber erfährt leider Alles, weiß Alles.

„Bleibt ja doch in keinem Falle
Ein Geheimniß lang' verhehlt;
Keinem Einz'gen ward's erzählt,
Und am Ende wissen's Alle!"

Calderon hat recht mit seinem Spruch. Von Heidelberg nach Wien war damals ein weiter Weg, aber das böse Gerede legte ihn in Kurzem zurück, und der un-

längst neu ernannte Polizei-Obercommissär Rucicka hatte seine Ohren, seine Augen wie seine Spürnase allenthalben. Mit wichtiger Miene schlich er eines Morgens in das gräflich Weißenstein'sche Haus und erbat sich eine geheime Unterredung mit dem Obersten.

Bedenkliche Gerüchte über den jungen Günter wären ihm mitgetheilt worden, berichtete er. Der junge Mensch sei in Gefahr, die Beute einer schlauen Schönen zu werden, der Vater sei ein habsüchtiger Intriguant, und Beide legten es ohne Zweifel darauf an, den unerfahrenen Jüngling in ihre Klauen zu bekommen.

„Eine Liebschaft?" meinte der Oberst — „wenn's weiter nichts ist! Jung ist jung. Er mag sich die Hörner abstoßen. Und wenn er etwas Blut lassen muß, was liegt daran! Es wird ihn klüger machen."

„Man munkelt aber von einer Heirath, Herr Graf," versetzte Rucicka.

„Das wäre der Teufel!" fuhr der rasche Militär heraus. Doch besann er sich bald.

„Unser Charles ist klug und verständig," — beschwichtigte er sich selber. „Er wird einen derlei Schritt nicht thun, ohne seinen Vater, wie mich, zu Rathe zu ziehen. Auch ist er noch minorenn."

„Man fragt meistentheils erst um Rath, wenn nicht mehr zu rathen noch zu helfen ist," bemerkte der kluge Rucicka, und trug sich zum Vermittler in der jedenfalls heikligen Sache an. Er eröffnete dem Grafen, daß er am heutigen Tage noch in geheimer polizeilicher Sendung nach Frankfurt am Main abgehen müsse. Von da wolle er sich sogleich nach Heidelberg begeben, das Verhältniß an Ort und Stelle beurtheilen, dem Herrn Grafen darüber berichten, nach Umständen selbstthätig einschreiten.

Der Oberst ging auf den Vorschlag ein. Dem Vater Günter, seinem Freunde, sollte die Sache einstweilen verschwiegen bleiben, um ihn nicht zu beunruhigen. Des alten Mannes von jeher bedenkliches Herzübel habe sich ohnehin in letzter Zeit bedeutend verschlimmert und er befinde sich in einem stets gereizten Zustande. So wurde Rucicka mit der gehörigen Vollmacht, zugleich mit einem Creditbriefe versehen, da man wohl annehmen durfte, die fatale Geschichte mit Geld abthun zu können.

„Warum auch nicht?" meinte der Beamte. „Das Mädchen gilt zwar in ganz Heidelberg als seine Verlobte, wenn sie aber auf ihn verzichten will, gegen eine gehörige Abfindungssumme, natürlich —"

„Geld zählt hier nichts," versicherte ihn der Graf, „wenn es sich darum handelt, den Sohn meines guten Günter vielleicht vom Verderben zu retten. Handeln Sie nur rasch und klug, nach Ihrer Art, und rechnen Sie auf meine Dankbarkeit, lieber Rucicka."

Zufrieden mit seiner Doppelsendung begab sich der Polizeibeamte ohne Zögern an den, unter der Oberleitung des Grafen Münch-Bellinghausen damals noch unerschütterten Sitz des Deutschen Bundestages.

Siebentes Capitel.

Angebrochen.

Pater est, quem nuptiae
demonstrant.
Römiſches Recht.

Die beiden Liebenden und heimlich Verlobten, in demſelben Städtchen vereinigt, befanden ſich inzwiſchen jedenfalls in einer bedenklichen Lage. An Gelegenheit fehlte es nicht, da Papa Schäffle mehr als durch die Finger ſah, das Verhältniß zu ſeinem Vortheil ausbeutete. Das Mädchen war verliebt, der junge Mann feurig und ungeſtüm. Der Moment kam, mußte kommen, wo —

— „ſcheue Liebe kühner wird und nichts
Als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe Thun!"

So kam es denn auch. — Selige Tage! Ein himmliſches Traumleben! Carl hatte keinen Gedanken als ſein Käthchen. Hegel, Chalybeus, die künftige Profeſſur, Alles war vergeſſen.

Einen Traumwandler soll man nicht anrufen. Chalybeus wußte das. Allein diese romantische Liebe, diese „Caprice auf gerade diese“ erschien dem Philosophen als das an sich Absurde, aus welchem sich nichts Geschiedtes, nichts eigentlich Wirkliches heraus differenziren lasse und welches daher schlechterdings zu negiren sei.

Er nahm sich vor, den traumseligen Freund gelegentlich zu wecken, zu warnen.

Das geschah bei erster Gelegenheit, ganz ex abrupto.

„Was hast Du mit dem Mädchen vor?“

„Ich werde sie heirathen.“

Also Chalybeus und Carl Günter in kurzer Rede und Gegenrede. Der ernste Philosoph aus Holstein machte eine bedenkliche Miene und suchte dem Freunde aus Hegels Logik zu beweisen, daß das Käthchen nichts weiter sei als eine Erscheinung, die niemals zum Wesen werden könne. „Am wenigsten zu einem heirathsmäßigen Wesen!“ setzte er nachdrücklich hinzu.

„Und was hindert's?“ fuhr Günter auf.

„Frage das Mädchen selbst. Vielleicht sagt sie Dir die Wahrheit. Nenne ihr Stuttgart, sprich ihr von

dem Lieutenant Sturmfeder. — Nur so viel, Freund! Als Du sie kennen lerntest, war sie bereits angebrochen."

Damit entfernte sich der rücksichtslose Aufklärer, wie ein Chirurg nach vollbrachter Operation, und ließ unsern Liebenden in der heftigsten Aufregung zurück. Wie wahnsinnig stürzte er in Käthchens Kämmerlein. „Stuttgart! Sturmfeder!" schrie er ihr mit erstickter Stimme entgegen.

Sie erblaßte, verstummte erst, brach dann in einen Strom von Thränen aus. Das arme Mädchen war ehrlich genug, seinen einzigen Fehltritt einzugestehen.

Vor zwei Jahren hatte sie bei einer Verwandten in Stuttgart einige Wochen zugebracht. Die frisch aufgeblühte, vollreife, kaum zwanzigjährige Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben, noch unverfolgt. Bei einem Ballfest, ihr zu Ehren war's, wo sie zum ersten Mal in ihrem bürgerlichen Still-Leben Champagner gekostet. Der Tanz hatte sie erhitzt, ihr Blut wallte und tobte, der Zaubertrank umnebelte ihre Sinne — in einer schwachen Stunde ward sie die Beute des hübschen schwäbischen Lieutenants. Die gewaltige Natur hatte sie in seine Arme geführt. Sie erschrak über ihren Fehltritt;

darüber zu verzweifeln lag nicht in der Sinnesart der Tochter des leichtlebigen Schäffle. Doch nahm sie sich in der Folge zusammen, war auf der Hut.

Käthchens Bekenntnisse brachten unsern jungen Helden außer sich. Er war eifersüchtig auf die Vergangenheit des Mädchens. Sie fiel unter lautem Schluchzen vor ihm auf die Knie.

Günter betrachtete die schöne Büßerin, ohne sich zu regen.

„Du hast mich betrogen, belogen!“ brachte er mit Mühe hervor, „das verzeih' ich Dir nie!“

„Es war aus Liebe zu Dir!“ rief ihm das Mädchen aus zerrissenem Herzen entgegen. „Ich wollte Dir Alles gestehen, die Scham hielt mich zurück, die Furcht, Dich zu verlieren. Ich weiß, ich bin Deiner nicht werth,“ sagte sie mit stiller Resignation, „das Glück, Dein Weib zu werden, kann mir nicht zu Theil werden, ich weiß! Aber Du wirst mich darum nicht verachten, nicht verlassen, gelt, nein? Nimm mich auf als Deine Magd, Deine Sklavin, nur behalte mich, stoße mich nicht von Dir!“

Mitleid, Liebe, Eifersucht, grausame Enttäuschung und Verzweiflung, ein schmerzliches Gemisch von unsag-

baren Empfindungen durchtobte die Seele des Jünglings. Er hatte nicht den Muth oder die Härte, das schuldbare Wesen aufzugeben, doch war ihm die Geliebte unter der Hand verwandelt. Sie hatte einem Andern vor ihm angehört, und sie hatte ihm ihren Fehltritt verschwiegen. Diese Gedanken konnte er nicht ertragen. — Ein eigenthümliches Verhältniß gestaltete sich nun zwischen den Beiden. Er behandelte das arme Kind mit der größten Aufmerksamkeit und Zartheit, doch vermied er ihre Umarmungen; sie selbst, im Gefühl ihrer Schuld, hegte eine gewisse Scheu vor ihm und wußte es ihm im Stillen Dank, daß er wie mit einer Freundin mit ihr verkehrte, wie mit einer Schwester. Es muß unentschieden bleiben, ob diesem ascetischen Zusammensein eine lange Dauer zu versprechen war, da der Zufall bald nach jener Peripetie eine Trennung der Liebenden herbei führte, die im Grunde Beiden nicht unwillkommen war. Papa Schäffle war nämlich in Frankfurt am Main mit einer alten Cousine beglückt. Ein wahrer Geizteufel! wie er versicherte. Sie lebte einsam und war gefährlich erkrankt. Da sie „Batzen" besaß und man über ihre testamentarischen Verfügungen in Ungewißheit schwebte, so erwachte plötzlich das Fami-

liengefühl bei dem einzigen Verwandten der armen hilflosen Frau, und er beschloß, ihr sein Töchterlein als Pflegerin zuzuführen.

Käthchen war bereits eine Woche vom Hause weg und hatte dem Freunde nur ein paar Zeilen geschrieben. Die Tante befand sich in einem ziemlich trostlosen Zustande. Das Mädchen war Tag und Nacht um die Kranke. — „Ich habe Einen Deiner Wiener Freunde hier kennen lernen" — hieß es in einem Postscript — „den Herrn Commissär Rucicka. Ein artiger und angenehmer Mann. Er erzählte mir tausend Schönes von Dir; darum gefällt er mir." Und da das kleinste weibliche Briefchen selten ohne zweites Postscript zu Stande kommt, so lautete es noch zum Schluß: „Denke bisweilen an Deine verlorene Cathaxina!"

„Ja, sie ist für mich verloren und ich für sie!" rief Günter aus, indem er dem Freunde Chalybeus die Zeilen wies. „Kann ich sie heirathen? Unmöglich! Aber wenn sie mit mir sterben will, so bin ich dazu bereit," setzte er mit wilder Leidenschaft hinzu.

„Du?" meinte Chalybeus, „das sähe Dir ähnlich. Aber das Käthchen? Kein so Ding stirbt freiwillig, aus heiler Haut," erklärte er phlegmatisch. „Die Weiber

sind ideenlos, haben nichts als das bischen Leben und ihr Verliebtsein."

„Aber sie liebt mich! Nur mich!"

„Und vor Dir war der Sturmfeder! Vergiß das nicht. Und nach Dir — wer weiß! — Laß das Mädel los, mach' ein Ende, Bruder! In Heilbronn ist Einer, der nicht heillig ist, der sie heirathen will. Ein Mann! Das ist zuletzt das einzige Postulat der praktischen Vernunft aller der Mädchen, dieser „Knalleffekte der Schöpfung;" wie ein neu aufgetauchter Philosoph sie gar nicht übel bezeichnet."

Der Gedanke: sein Käthchen könne je eines andern Mannes Weib werden, verletzte die Liebe des jungen Menschen, vielleicht auch, ohne daß er's ahnte, seine Eigenliebe. Kann ich sie aufgeben? Was soll aus ihr werden? Aus mir selbst? Darüber brütete er ohne Unterlaß, gleich dem melancholischen Romeo, während der wackere Chalybeus ihn mit der süßsauern Milch der Hegel'schen Philosophie vergebens zu trösten versuchte.

Schöne Seelen finden sich. So war der Oberkommissär Rucicka gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt mit dem Chirurgus Schäffle zusammen getroffen, da sie zufällig dasselbe Hôtel bewohnten. Rucicka spitzte

das feine Ohr, als ihm der bereits bekannte anrüchige Namen erklang. Vater und Tochter in loco! Wie gerufen. Die Heidelberger Reise war überflüssig.

An der table d'hôte benahm sich der Beamte überaus artig gegen das schöne, nur dermalen etwas blasse Käthchen, erlaubte sich auch, den Papa, nachdem sich die Damen entfernt hatten, noch mit einer Flasche Rüdesheimer extra fein zu bewirthen. Der Wein löste die Zunge. Der schlaue Polizeimann gab sich als guten Bekannten Carl Günters zu erkennen, den der bereits halb angestochene Papa bei der zweiten Flasche als seinen vermuthlichen künftigen Schwiegersohn hoch leben ließ. Der Andere erwiderte den Toast wie zustimmend, ohne von seiner geheimen Privat-Sendung das Geringste zu verrathen. Der sanguinische Bader war in rosenrother Laune, umarmte den neuen Freund und ließ ihn gern mit seiner Tochter verkehren, in den paar Stunden, die sie sich von der Pflege der schwer Kranken abmüßigen konnte. Der Beamte gefiel sich in dem Umgange des schönen und anmuthigen Mädchens, ohne darüber seine Berufsgeschäfte zu vernachlässigen. Er wurde wiederholt von dem Bundespräsidenten in geheimer Audienz empfangen und erhielt seine „Instruktionen." Es handelte sich um nichts

Geringeres, als den Gefahren zu begegnen, von denen die Ruhe des ohnehin ruhigen Deutschland abermals bedroht schien. In den dreißiger Jahren waren es das „junge Europa" und „Wally die Zweiflerin", welche als revolutionäre Sturmvögel auftauchten. Die vereinigte Macht von Preußen und Oesterreich suchte sie einzufangen. Das letztere verfehmte nicht nur diese höchst gefährlichen Mord- und Brandschriften, sondern belegte auch die „betreffenden" Autoren sammt ihren etwaigen künftigen Produktionen im Vorhinein mit Acht und Bann und legte ihnen das ewige Stillschweigen auf. Schade um die Bemühung! Die Verfasser dieser nun längst vergessenen prickelnden Sensationswerke, jene jungdeutschen und nach französischer Schablone arbeitenden Brutusse und Weltenstürmer von anno dreißig hatten bald nach achtundvierzig ihre Metamorphose in harmlose Hoftheater-Dramaturgen und „Tyrannen-Vorleser", ohne Zwang und äußere Nöthigung, vielmehr aus eigenem Antriebe, mit aller Hingebung, ja mit Passion vollzogen. Dermalen handelte es sich um die österreichischen Auswanderer Eduard Duller und Ignaz Kuranda, die ehrlichsten und harmlosesten Literaten von der Welt. Rucicka erhielt demungeachtet den Auftrag, auch diese braven Schreibe-

menschen möglichst „unschädlich zu machen". Die alt-österreichische Regierung zeichnete sich von jeher dadurch aus, daß sie sich mit abgethanenen Dingen und ausgegoltenen Personen auf ungeschickte Weise nutzlose Mühe gab. —

Die Frankfurter Cousine war inzwischen, wie Schäffle sich ausdrückte, „in ein besseres Jenseits hinüber gegangen," hatte aber nicht den Cousin, sondern die Nichte mit ihrem nicht ganz unbedeutenden „Diesseits" bedacht. Die Nachtwachen in Verbindung mit den Liebesstürmen in Heidelberg hatten Käthchens sonst frisch blühendes Antlitz mit einer interessanten Bläße überzogen und um die etwas getrübten Augen liefen zarte blaue Ränder. Ihr ganzes Wesen hatte das eigentlich Mädchenhafte beinahe abgestreift; in ihren Trauergewändern konnte man sie für eine schmachtende junge Wittwe halten — es war ein Etwas in ihrer Erscheinung, was ihr einen besondern, geheimnißvollen Reiz verlieh. Sie verfehlte auch nicht des Eindrucks auf den jungen Beamten, der bemüht war, sich in ihrer Gegenwart auf's Beste zu präsentiren, was ihm auch nicht fehl schlug, da er, den etwas stechenden (durch die Brille allerdings gemilderten) Blick abgerechnet, ein hübscher Mann zu

nennen und nicht ohne Suade war. Täglich um die Schöne und fast den ganzen Tag über, erzählte er von Wien und Oesterreich, ließ auch einfließen, daß ihm mit Nächstem abermals eine Beförderung in Aussicht stünde. Die trauernde Erbin wurde beinahe heiter im Umgang mit dem gewandten jungen Manne, der, ohne sich in ihr Vertrauen zu drängen, doch bald heraus bekam, daß das Mädchen jede Hoffnung auf eine Verbindung mit Carl Günter im Stillen längst aufgegeben hatte. Das arme Käthchen trug auch eine gewisse Scheu vor der Rückkehr nach Heidelberg, welche Papa Schäffle durchaus beschleunigen wollte. Das Kind sei mit dem Menschen in's Gerede gekommen, meinte er — nur eine Heirath könne das gut machen.

„Wenn sie ihn aber nicht heirathen will?" warf Rucicka hin.

„Nicht? Also einen Andern! Und die Günterische Familie hat die Pflicht, das Mädchen auszustatten." —

Rucicka war beiläufig derselben Ansicht. Das Erbe der Tante ließ unser Käthchen überdies als eine gute Partie erscheinen.

Günter war durch die kurzen Zettel, mit denen ihm

die noch immer Geliebte das Ableben der Tante und andere kleine Ereigniſſe mittheilte, durchaus nicht zufrieden geſtellt. Er hatte nicht Raſt noch Ruhe. Chalybeus mußte alle Mühe anwenden, ihn von einem Frankfurter Beſuche abzuhalten. Da kam abermals ein Zettel. — „Papa hat Geſchäfte in Wien und ich muß ihn begleiten," — hieß es — „eben beſteigen wir den Reiſewagen. Lebe wohl, Geliebter!"

In Wien! Was haben ſie dort zu ſchaffen? —

Wochen vergingen. Endlich ein Brief! Mit zitternder Begierde brach Carl das Siegel und las:

„Dein Leben zu theilen bin ich nicht würdig — darum hab' ich mich freiwillig und für immer aus Deiner Nähe verbannt. Ich binde mich, Dir zu Liebe, um Dich völlig frei zu machen. — Ein guter Menſch, der ſich mit einem gebrochenen Herzen begnügen will, bot mir ſeine Hilfe an. Wenn Du dies lieſeſt, bin ich ſein Weib geworden.

Lebe wohl, Einziger, ewig Geliebter! Von den Stunden, die ich mit Dir verlebt, zehre ich mein übriges Leben.

Dein bis in den Tod betrübtes
Käthchen."

Sein Weib! Weſſen? Gleichviel! — Und bis in den Tod betrübt? Eine Geliebte, die heirathet, hat immer was Abkühlendes.

Günter wies den Zettel den Freunden.

„Ein Mann! Nun ja! Das Poſtulat. Sagt' ich Dir's nicht voraus?" bemerkte Chalybeus mit Befriedigung.

„Ich wollte, ſie hätte mich genommen!" ſeufzte Peterlein. —

Ein Unglück kommt ſelten allein. Wenige Wochen nach Käthchens Abſchiedszeilen erhielt der noch immer Liebesſieche einen ſchwarzgeſiegelten Brief aus Wien. Die Adreſſe war von der Hand des Oberſten, der unſerm Freunde das plötzliche Ableben ſeines Vaters anzeigte. Der alte Günter, ſeit Jahren an einem Aneurysma leidend, war des leichteſten Todes, an einem Herzſchlage geſtorben. Die Septemviraltafel hatte zu Ungunſten des Grafen entſchieden, ihm ſein ungariſches Eigenthum abgeſprochen. Das brach vielleicht dem Alten das Herz. Er hatte nur für das Wohl und Wehe der Weißenſteins geſtrebt und gelebt.

„Du biſt ſein einziger Erbe," — ſchrieb Graf Weißenſtein, — „aber auch ſein Nachfolger in der Ver-

waltung meiner deutſchen Güter, wenn Du die Stelle annehmen willſt, zu der Du vollkommen taugſt und die Dir genügende Zeit zu Deinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen übrig läßt. Antworte mir umgehend, oder noch beſſer: komme ſelbſt nach Wien, wo wir uns über die Angelegenheit beſprechen können. Dein letztes Semeſter in Heidelberg geht ja ohnehin zu Ende.

Meine gute Helene wie auch meine Söhne bedauern Dich von Herzen. Du wirſt den Verluſt männlich ertragen wie ich, der ich an Deinem Vater den treueſten Freund entbehre.

Daß mich unſere Bella bereits vor Monaten zum Großvater gemacht, wirſt Du wohl erfahren haben. So ſetzt ſich die Welt fort.

Daß ich Dich, wie ſonſt den Knaben und Jüngling, noch immer duze, daran erkenne nur, wie werth Du mir biſt und wie gern ich Dir den erſetzen möchte, den wir Beide verloren."

Carl betrauerte den beſten der Väter aufrichtig. Er ſtand nun völlig allein in der Welt! Es litt ihn nicht länger in Heidelberg, ſo kam ihm der Antrag des Grafen gelegen. Chalybeus, inzwiſchen zum Doktor promovirt, war demungeachtet bereit, den Freund nach

Wien zu begleiten, vielleicht auch später nach Steiermark, auf eine der gräflichen Herrschaften, wo Günter sein Hauptquartier als Oberverwalter aufschlagen wollte. Am Busen der Natur, unter einfachen Menschen, mit ländlicher Arbeit, ihm seit seinen Knabenjahren lieb und werth, von Morgen bis Abend rastlos beschäftigt, dachte er sein mehrfach krankes Herz auszuheilen.

Rucicka war bald nach seiner glücklich vollbrachten Frankfurter Mission zum Polizeidirector einer galizischen Kreisstadt ernannt worden. Er erhielt zugleich den Titel Regierungsrath und begab sich mit seiner, ihm im Stillen angetrauten Frau nach seinem Bestimmungsort. Dem lästigen Schwiegerpapa wurde eine jährliche anständige „Alimentation" ausgeworfen, worauf er in Gnaden entlassen ward.

Die Frau Regierungsräthin Catharina Rucicka genas im siebenten Monat ihrer etwas überstürzten Ehe eines Knäbleins. Der Gatte schob seine Augengläser zurecht und betrachtete sich das eheliche Frühgeschenk mit mehr als zweifelhafter Vaterfreude.

Achtes Capitel.

Puppe und Schmetterling.

Une vierge est une enveloppe d'ange.
Victor Hugo.

Sagſt Du: Gott! ſo ſprichſt Du vom Ganzen.
Goethe.

Nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er und sein Freund von dem Obersten auf das herzlichste aufgenommen wurden, begab sich Carl Günter auf die gräfliche Herrschaft Scharfenstein.

In der gesegneten Steiermark herrschten eitel Ruhe und Frieden. Dort hauste zeitweise der populäre Erzherzog Johann mit seiner Gräfin Postmeisterstochter, seinem unschuldigen Johanneum, seinen idyllischen Meierhöfen und Musterwirthschaften; der vornehme Schütze und unermüdliche Bergsteiger galt auch noch immer für den Schutzgott der Hornvieh erzeugenden Stiria. In Wien aber und an entscheidender Stelle wurde der Prinz bald darauf mit etwas scheelen Augen angesehen, besonders nach seinem nicht unbedenklichen Toast: „Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein Deutschland!" — Die

Tragweite dieſes Spruches hatte der Habsburg-Lotharinger wohl ſich ſelber kaum völlig klar gemacht und ſo Eines der „geflügelten Worte," wie ſie damals in der Luft ſchwirrten, ziemlich harmlos und ohne eigentliche arrière-pensée ausgeſprochen.

Der neue junge Oberverwalter, froh, die ungariſche Wirthſchaft vom Halſe zu haben, verlegte ſich mit doppeltem Eifer auf die deutſchen Beſitzungen. Seine frühere Luſt an der Landwirthſchaft erwachte auf's Neue und er ſuchte auch den gelehrten Chalybens in die Geheimniſſe des Anbaues, des Düngens und Säens einzuweihen. Der Holſteiner ſtudirte nebſtbei fleißig Virgils Georgikon und verlegte ſich insbeſondere auf die Bienenzucht nach dem Muſter und zu Ehren des mantuaniſchen Sängers. — Mit Beihülfe eines geſchulten Oekonomen von Fach, welchen Carl Günter noch in Wien angeworben, wurden nun Feld- und Forſtkultur um die Wette betrieben.

Die jungen Männer arbeiteten vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unermüdet im Schweiße ihres Angeſichts und thaten dabei dem Mittags- wie Abendmahle der munteren und drallen Frau Apollonia Rüdiger, der ehelichen Geſponſin des Schloßvogts, alle Ehre

an. Die ſtattliche Frau und Mutter einer Schaar von Kindern rumorte den ganzen Tag fleißig im Schloß herum, ihr Jüngſtes an der ausgiebig nährenden Bruſt und das Zweitjüngſte, die vierjährige kleine Apel, beſtändig zur Seite, die nun und nimmer von der mütterlichen Schürze ließ. Die gewaltige Frau ſchien aber dieſe Anhängſel kaum zu ſpüren und ſchleppte ſie mit leichter Mühe in Küche, Speiſekammer und Keller wie auch auf Acker und Feld mit ſich herum. Noch etwa ein halb Dutzend Flachsköpfe, Knaben und Mädchen von verſchiedenen Altersabſtufungen, liefen jubelnd hinterdrein. Chalybeus gratulirte dem Papa Schloßvogt zu dieſer raſtloſen Thätigkeit ſeiner fruchtbaren Gattin und citirte ihm einen Spruch Mohammeds:

„Die beſte der Frauen iſt
Die viel Liebe gewährende
Und viel Kinder gebärende“ —

worüber der Mann behaglich ſchmunzelte, aber doch nicht umhin konnte, mit einigem Bedenken zu bemerken: „Aber was Alles in die Mäuler hinein geht, Herr!“ —

Frau Apollonia ſorgte übrigens hinreichend für die Leibesnahrung ihrer kleinen Brut, nicht minder für die der angehenden jungen Landwirthe, über deren guten

Appetit sie entzückt war und es nicht unterließ, täglich neue Proben ihrer vortrefflichen ländlichen Kochkunst abzulegen.

„Der Mensch ist, was er ißt!“ bemerkte Chalybeus. „Seit ich Eure steirischen Klöße und Kapaunen verschlinge, bin ich ein anderes Wesen geworden und begreife mich ganz anders als zu den Zeiten der Phänomenologie.“

Im Laufe des Sommers 1845 sollte die Scharfensteiner landwirthschaftliche Kolonie einen ihr anfangs nicht besonders willkommenen Zuwachs erhalten. Die kleine Comtesse Justine, nunmehr bereits fünfzehnjährig, war in Jahr und Tag plötzlich hoch aufgeschossen und wuchs in bedenklicher Weise, leider mehr in die Länge als in die Breite. Sie war mager zum Entsetzen, ihre Gesichtsfarbe fahl und grau und sie hüstelte ohne Aufhören.

Eine Entwicklungskrankheit, eine entschiedene Bleichsucht war zu bekämpfen, keine eigentliche Gefahr zu besorgen, in welchem Sinne sich auch verschiedene Consilien einstimmig aussprachen. Die Wiener Aerzte gaben den Rath, das Mädchen vor allen Dingen aus den Sommer-Miasmen der Residenz zu entfernen und in frische Gebirgsluft zu bringen. Einige leichte Mittel, nebst der vorgeschriebenen Diät, sollten das Uebrige thun.

Gräfin Helene erschrak erst über den Gedanken, ihrem geliebten Stephansthurm vielleicht auf Monate den Rücken kehren zu müssen, auch war die italienische Oper, an welcher ihr Herz hing, eben im besten Zuge. Zudem wollte sie aus langer Erfahrung wissen, daß ihre eigene Constitution sich mit der scharfen Landluft nicht wohl vertrage; sie leide da an einem beständigen Herzklopfen. Aber was thut man nicht für ein krankes Kind?

„Nein, Helene, Du sollst das Opfer nicht bringen," — wendete der besorgte Oberst mit Entschiedenheit ein.

„Du kennst mich, cher Antoine," — versetzte die Gräfin. „Was ich für meine Pflicht halte, das geschieht, das führe ich durch, ohne an mich selbst zu denken, an meine allerdings etwas schwächliche Gesundheit. Das Kind braucht Landluft und folglich bringen wir es — wohin meinst Du wohl? In unsere Villa nach Meidling vielleicht — dort hat sie den Schönbrunner Garten in nächster Nähe, wo so gute Luft ist!"

Der Graf mußte lächeln über die eingefleischte Städterin, welche in Meidling Sommerfrische sucht und die Gloriette vermuthlich für eine Art Alpenspitze hält. —

„Unser Töchterlein braucht ganz andere Dinge, als in dem abgezirkelten Schönbrunn zu finden sind," —

sagte er. „Darum will ich das Kind nach Scharfenstein bringen. Der braven Frau unseres Rüdiger, die selbst Familie hat, kann man das Mädchen unbedingt anvertrauen. — Bist Du's zufrieden, Lenchen?"

„Wenn Du mir erlaubst, Dich zu begleiten, mein Freund," — sagte die Gräfin entschlossen.

„Deinen Nerven zum Trotz, Liebchen?" warnte der Gatte.

„Wenn man Mutter ist!" versetzte die Gräfin. „Ich werde ja sehen, wie es mir anschlägt und unserer Justine."

Ein Brief meldete die Ankunft der gräflichen Familie, die wenige Tage darauf in Scharfenstein eintraf.

Der aufmerksame Leser wird sich gewiß erinnern, daß Carl Günter und die kleine Comtesse Justine vor Jahren nicht im besten Einvernehmen schieden. Der neue Verwalter schien auch nicht besonders erfreut über das dem Oekonomiegut octroyirte kranke Comteßchen. Als aber die hagere und blasse Jugendgespielin wie eine geknickte Lilie ihm entgegen schwankte, wie hätte er nicht Mitleid gefühlt mit dem schwachen und hülflosen Kinde, das, wie jene Mignon, einem frühzeitigen Untergange geweiht schien!

Günter leistete ihr nun alle möglichen kleinen Liebesdienste, legte ihr die Polster im Armstuhle zurecht, rückte den Schemel unter die zarten Füßchen und als das Mädchen bereits nach einigen Tagen so weit erstarkte, daß es im Stande war, kleine Promenaden zu machen, nahm er das federleichte Wesen fest unter die Arme, trug es halb, was das sonst ziemlich spröde Comteßlein dankbar annahm.

Frau Apollonia, die im Schlosse wohnte, entledigte sich ihrer gewöhnlichen zwei Anhängsel, zum höchsten Mißvergnügen der kleinen Apel, und wachte die ersten Nächte bei der Kranken, bis der herbeigerufene Bezirksarzt das nicht mehr für nöthig fand. War die werdende Jungfrau die ersten Tage noch matt und schwach und fror, selbst bei den wärmsten Strahlen der Juniussonne, so erholte sie sich doch bereits nach der ersten Woche; ihre Wangen waren zart geröthet, und seit lange appetitlos, machte sie nun den Extra-Krankenspeisen der trefflichen Frau Apel der älteren keine Schande mehr. — Der Arzt war im Schloß geblieben. Nach vierzehn Tagen sprach er die Kranke beinahe frei und gab entschieden seine Meinung ab, daß die von den Wiener Doctoren verordneten kleinen Turn- und Schwimm-

übungen ohne alle Gefahr mit der Comteſſe vorgenommen werden könnten. Die Gräfin Mama, die den Landaufenthalt bisher mit Heroismus ertragen hatte und nur Sonnengluth und Luftzug ſorgfältig vermied, war entzückt über die glückliche und ſchnelle Kriſe, ſetzte aber doch dem Antrage ihres „Antoine," ſie nach Wien zurück zu bringen, keinen beſonders hartnäckigen Widerſtand entgegen. — „Ich ſehe, das Kind iſt auf dem beſten Wege, auch in den beſten Händen," — ſagte ſie, — „denn die gute Frau Rüdiger iſt unſerer Tochter wie eine zweite Mutter und unſer lieber Charles ſorgt für ſie wie ein Bruder."

Nachdem noch ausgemacht worden, daß Comteſſe Juſtine in die Zimmer neben Frau Apollonia (ſammt Anhängſel) einquartiert werden ſollte, brachte der Graf ſeine nervöſe Gemahlin nach ihrem geliebten Wien, wo ſie unter den Genüſſen des „Barbiere de Sevglia" und der „Semiramide" durchaus nichts mehr von der ſcharfen Gebirgsluft zu beſorgen hatte. Er ſelbſt wollte ſogleich wieder nach Scharfenſtein zurückkehren, um den erſten Turn- und Schwimm-Lectionen ſeines Töchterleins beizuwohnen. Der wackere Chalybeus wurde zum Turnlehrer und Schwimmmeiſter beſtellt. Er hatte bereits

eine Schwimmschule im Schloßteich angelegt und die Dorfknaben und Mädchen mit Passion unterrichtet. Die Dorfschule war mangelhaft und in dem Manne stak ein Stück Pädagog oder Schulmeister. So gab er auch sonst den Kindern Stunden in den verschiedenen Lehrgegenständen, denen sie etwa gewachsen waren.

Der Herr Pfarrer hätte gegen dieses Eindrängen des „Protestanten" in das Lehrfach nicht ungern sein Veto eingelegt — allein der Lehrer stand unter dem Schutze des Gutsherrn, respective Kirchenpatrons.

Sogleich nach der Rückkehr des Obersten begannen die Uebungen mit der Comtesse. Nach vier Wochen huschte sie wie ein Fischlein in dem Bassin herum und turnte mit Chalybeus und Günter um die Wette. Bald ging es auch an die Reitlectionen, wobei der Oberst als Lehrer fungirte und woran das Mädchen besonderen Gefallen fand. Und so kam es gelegentlich zu größeren Ausflügen zu Pferde, die der Vater mit den jungen Leuten unternahm. Die schlanke Amazone entwickelte da nicht minder Geschick und Kraft, als sie sich reizend ausnahm. Die Jungfrau überhaupt hatte sich entwickelt. Aus der grauen Puppe war ein farbiger Tagfalter an das Sonnenlicht geflogen. Zu gleicher Zeit von der

Stadtetiquette befreit und dem lähmenden Einfluß der frömmelnden und bornirt-doctrinären Gouvernante entzogen, (der Oberst hatte ihr den Laufpaß gegeben) unter wohlwollender und verständiger Umgebung, durfte sich das bisher verschlossene, ja beinahe unterdrückte Kind selbstständig und ohne Zwang ergehen lassen. Ein liebenswürdiges Naturel kam da zum Vorschein. Justine war noch immer vornehm und fromm, allein die äußere Hülle von Adelsstolz und Bigotterie hatte sie abgestreift.

Auch die Unterhaltung mit den jungen Männern blieb nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die junge Aristokratin. Bald sah sie die Welt mit völlig andern Augen an als bisher und das Wort und der Begriff: Freiheit — was ihrer Gouvernante mit Mord und Brand ziemlich gleichlautend galt — schien bei der Elevin der jungen Hegelianer einer weit milderen Auffassung zu weichen.

Auch Gutsnachbarn fanden sich bisweilen im Schlosse ein, Herren wie Damen. Es wurde musicirt, ab und zu getanzt, ein paar Mal sogar Komödie gespielt. „Jery und Bätely," von dem jungen Günter bearbeitet, kam im freien Walde zur Darstellung. Justine sah als Schweizerin bezaubernd aus und spielte und sang

(eingelegte „Schnadahüpfel") zum Entzücken. Bei dem Vortrag der kleinen Lieder begleitete sie sich selbst mit der landläufigen Cythar, über deren spröde Saiten die zarten Finger gewandt und volltönend hinglitten.

Im Spätherbst entbrannte ein junges Gräflein in die rasch und voll aufgeblühte Schönheit, wurde aber gehörig ausgelacht.

Die beiden jungen Männer und das aufgefrischte Mädchen verhielten sich zu einander wie gute Kameraden. Sie lasen gemeinschaftlich, so bedeutendere neue Schriften, besonders aus dem Bereiche der Naturwissenschaften, botanisirten auch zusammen, was unsern Chalybeus veranlaßte, die wißbegierige junge Aristokratin sogar ein wenig im Lateinischen zu unterrichten. Sie faßte schnell auf, war entzückt von der volltönenden Sprache. — Das angenehmste Verhältniß hatte sich zwischen den drei Kameraden gestaltet, ein gegenseitiges Wohlwollen, ohne Beimischung von Leidenschaft, nur daß Chalybeus, dem „ewig Weiblichen" sonst nicht besonders gewogen, dem feinen Comteßlein ausnahmsweise völlig den Hof machte und dabei eine etwas plumpe Galanterie entwickelte, wie die des Riesen Polyphem, der reizenden Nymphe Galatea gegenüber.

Unser Carl Günter empfand die Unschuld und Reinheit der Jugendgespielin mit einem gewissen innern Behagen. Er war noch jung genug, um diesen naiven jungfräulichen Liebreiz des Mädchens zu würdigen, der, wie er sich selber eingestehen mußte, bei dem nur irdisch verliebten Käthchen wohl nicht mehr zum Ausdruck gelangen konnte.

Justine ging jeden Sonn- und Feiertag in die Dorfkirche, hörte ihre Messe, ihre Predigt. Auch Chalybeus hatte bisweilen an dem ländlichen Gottesdienste Theil genommen — vielleicht in der Absicht, die fromme Galatea in ihren stillen Gebeten zu belauschen. —

„Ihr Freund ist Protestant, nicht wahr? Und doch geht er bisweilen in unsere Kirche," — sagte die Comteße eines Tages zu Günter.

„Warum auch nicht? Wenn's ihm Spaß macht!" versetzte dieser obenhin.

„Spaß!" — Sie sah ihn mit ihren großen dunklen Augen durchdringend an, schüttelte das Köpfchen wie unangenehm berührt, sagte aber nichts weiter. Sie hatte ihre Zeichenrequisiten zusammengerafft und wanderte damit nach dem Schloßpark, welcher schließlich in wilden Wald auslief. Darüber hinlagen Felsen und höheres Gebirge.

Günter schaute der Abgehenden nach, wie sie langsam durch die schattige Kastanienallee schritt, die nach dem Ausgang des Gartens führte. — Hab' ich sie verletzt? dachte er. Soll ich ihr folgen, sie wieder aussöhnen? — Er stand lange unschlüssig, blickte in's Leere. Justinens schwebende Gestalt hatte sich verloren, ihr weißes Kleid verschwand im Dunkel der mächtigen Bäume. Günter schlug wie mechanisch den Weg ein, den sie gewandelt.

Die Comtesse schlüpfte durch ein Seitenpförtchen des Parks, zu welchem sie den Schlüssel hatte, wand sich dann durch Gestrüpp und Dornen und auf sehr vernachlässigten Waldpfaden in das Innere der halben Wildniß. Sie hatte dort unlängst ein stilles, heimliches Plätzchen entdeckt, mitten im Grünen. Farrenkräuter, Epheu, wilder Wein, riesige Glockenblumen, auch der duftige „Waldmeister" wucherte da üppig und sonst eine Menge Schlingpflanzen wanden sich um eine Grotte, halb Natur, halb Kunst. Sie war beinahe zerfallen. Felsblöcke, Disteln und Ginster verwehrten den Eintritt. Oberhalb der Grotte rauschte ein kleiner Wasserfall und ließ sein hellschimmerndes Naß in ein Muschelbecken träufeln, aus welchem sich ein klares Bächlein weiter

ergoß. Ernste Buchen und schlanke Birken, durch deren säuselnde Blätter nur ab und zu ein Strahl der Abendsonne zuckte, verliehen dem Plätzchen genügenden Schatten. Der Grotte gegenüber war ein längst wackelnder steinerner Tisch mit schwachen, hölzernen Beinen in die Erde eingerammt und die Bank vor ihm hatte ein ähnliches gebrechliches Aussehen. Justine scheute sich nicht, ihre zarte Gestalt diesem zweifelhaften Sitze anzuvertrauen; sie breitete die Zeichnung, die Skizze des Plätzchens, welche sie gestern zur selben Abendstunde entworfen hatte und nun vollenden wollte, auf dem Tischchen nach Thunlichkeit aus und ergab sich ihrer künstlerischen Thätigkeit, die Blicke abwechselnd und aufmerksam auf die Grotte, den Wasserfall, die Baumgruppe und das Blumenmeer gerichtet. In ihrem Fleiße sah sie nicht rechts noch links und ward so der Kreuzotter nicht gewahr, die sich langsam an den Tischbeinen emporgeschlängelt. Sie züngelte auch bereits nach dem Tischrande. Durch ein leises Zischen ward Justine aufgeschreckt — doch bevor sie noch im Stande war, die ihr drohende Gefahr deutlich zu erkennen, hatte eine kräftige Faust das schädliche Thier dicht unter dem giftigen Haupte ergriffen und es so gewaltig zusammen gepreßt,

daß der Wurm die Kiefern weit aufriß, den Angreifer bedrohend, der aber das glatte und langgestreckte Ungeheuer mit einem raschen und geschickten Wurfe in das schäumende Wasserbecken schleuderte.

Justine war rasch aufgesprungen, mit einem kleinen Angstschrei. „Sie sind doch nicht verletzt?“ fragte sie in höchster Aufregung.

„Keine Spur!“ versetzte Günter lachend. „Aber es war Zeit, daß ich die Natter los bekam.“

Zum Glück für Justinen war er ihren Spuren durch das Dickicht gefolgt. Denn obwohl diese Art Ungeziefer, wenn man sie nicht stört, die Menschen gewöhnlich nicht angreift, so war doch das Mädchen erschreckt zurückgefahren und die Otter eben im Begriff, auf das ihr feindlich scheinende Wesen los zu schießen. Der Biß der Kreuzotter ist eben höchst gefährlich, nicht selten tödtlich.

Günter wollte nach dem Wasserbecken eilen, dem Thiere mit einem Knittel den Garaus machen. Justine hielt ihn zurück; auch war der Wurm bereits im Wasserschaum verschwunden. — Natürlich, daß das Mädchen dem Lebensretter mit den wärmsten Worten dankte.

„Der Himmel hat Sie mir zugesendet! Sie sind mein Schutzengel!“ sagte sie, noch immer aufgeregt.

„Und zwar ohne höchst persönliche Sendung von Oben!“ erwiderte er munter, biß sich aber gleich darauf in die Lippe. Er hatte heute seinen unglücklichen Tag. Kaum war die fromme Comtesse durch eine frivole Aeußerung aus seinem Munde verletzt worden und schon wieder eine neue Blasphemie!

„Verzeihen Sie mir!“ sagte er verlegen. „Mein Kopf weiß manchmal nicht, was meine Zunge schwatzt.“

„Noch weiß das Ihr Gemüth, lieber Günter!“ bemerkte die Comtesse freundlich, ohne Vorwurf. — „Sie erlauben, daß ich mich setze. Der Schreck hat mich völlig gelähmt.“

Sie nahm Platz auf der morschen Bank, welche weder Raum noch Consistenz genug für einen Nebensitzenden darbot.

Günter trat langsam näher. — „Ich habe Sie heute zweimal gekränkt.“

„Ich habe das vergessen. Ich trage Niemandem nach.“

„Nur um gleichgültige Menschen fragt man nicht, um ihr Denken und Meinen.“

„In dem Sinn war's nicht gemeint!“ unterbrach ihn Juſtine lebhaft.

„Es liegt Ihnen alſo an mir? An meinen Gedanken und Anſichten?“

„Gewiß! Wie können Sie zweifeln?“

„Allein Sie ſind in vielen Dingen mit mir nicht einverſtanden. Sagen Sie's nur! Beſonders in religiöſen Dingen.“

Die Comteſſe bedachte ſich. „Sie gehen wohl nie in's Gotteshaus?“ fragte ſie ernſthaft.

Günter ſtand noch immer ihr und ihren Blicken gegenüber. Auch er beſann ſich. „Ich habe meine eigene Religion,“ — meinte er ſchließlich, wie ausweichend.

Sie ließ nicht ab.

„Welche denn? Sie glauben doch an Gott?“ fragte ſie, wie das Gretchen.

„Was für Gott? Ein perſönlicher? Der Arme und Beine hat, wie unſer Eins? Oder ein unperſönlicher, unleiblicher? Ein purer Geiſt! Was ſoll ich mir dabei vorſtellen? — Das Göttliche, liebe Juſtine, iſt eben in der ganzen Schöpfung und wenn Sie das Gott nennen wollen, ſo hab' ich nichts dagegen.“

„Nein, Sie haben keinen Glauben!“ rief sie aus, wie schmerzlich.

Günter schaute sie verwundert an. „Ich glaube an mich selbst,“ — erklärte er sich, — „an die Welt, an die Freiheit, an alles Gute, Große, Schöne. Und so auch an die Offenbarung des Göttlichen.“

„Also auch an den Erlöser? An Gottes Sohn?“ forschte das fromme Mädchen.

Günter bedachte sich ein wenig.“

„Hätte sich die Gottheit uns wirklich und voll nnd ganz offenbart,“ — hub er dann ausweichend an, — „wozu lebten wir noch in diesen Erdenschranken? Müßten wir nicht, wie die Nachtfalter in der Flamme, in dem rein himmlischen Lichte aufgezehrt werden? Aber noch leben wir, schwanken und irren und suchen die Wahrheit, was einem Lessing für ein weit größerer Segen gilt, als sie besitzen. — Gott begreifen, nun gar ihn erklären wollen, ist überhaupt eine menschliche Kühnheit, ja Frechheit. Jedes große Völkergeschlecht hatte und hat seinen eigenen Gott — aber welcher ist der Rechte? Gott ist eine Annahme, welche sein und nicht sein kann. Wir wissen nichts von ihm. Und wie soll ich ihn glauben?

Ihn in einer bestimmten Form bekennen? Vermag ich's? Darf ich's? Ich kann ihn nur ahnen, fühlen, empfinden, in rein menschlichem Sinne leben und den Tod erwarten, der mir das himmlische Räthsel lösen möge, falls sich derlei überhaupt erwarten läßt."

„Er glaubt auch nicht an die Unsterblichkeit!" sagte das Mädchen halblaut, wie zu sich selbst.

„Wie verstehen Sie das, beste Justine?" fragte der junge Mann sanft und da keine Antwort erfolgte, sprach er weiter. „Etwa, daß Sie und ich ewig leben sollen? Auch nach unserm Scheiden wieder neu aufleben? Sie noch reizender, liebenswürdiger, ich vielleicht noch verworrener, als jetzt? — Darüber hab' ich meine eigenen Gedanken. Was ist, das war von jeher, wird ewig sein. Kein Ende, wie kein Anfang war. Die Materie ist ewig, die Weltseele ist ewig. Doch unsere arme, kleine Menschenseele? — Sei es, wie immer! Fortdauernd oder nicht! Das Leben hat an sich einen Werth, schon seit des Prometheus Schöpfungszeiten. Unser Dasein zu vergeistigen, es seelisch zu verleben, ist jedenfalls unsere Aufgabe. Sie werden ihr genügen mit Ihrer reinen Seele, Ihrem stillen, dabei reichen Gemüthe Und so leiten Sie mich, führen Sie mich! Ich will

Ihnen nachhumpeln, so gut es der gröbere Erdenkloß vermag."

Der junge Mann hatte das warm und herzlich gesprochen, dabei dem Mädchen die Hand gereicht.

„Sie thun mir wohl und weh," — sagte Justine. „Meiden wir in Zukunft derlei Gespräche. Sie führen zu nichts und doch machen sie mich unruhig."

Sie erhob sich von der Bank.

„Die Sonne ist im Untergehen. Wollen wir in's Schloß zurück?"

Günter raffte schweigend das Zeichengeräthe zusammen.

„Ist das Plätzchen nicht reizend?" sagte sie im Nachhausegehen. „Nur ein wenig verwildert."

„Darum nisten auch hier Nattern und Molche. Und die Waldwege sind verwahrlost, beinahe ungangbar. Betreten Sie die Wildniß einstweilen nicht wieder!" bat er die Comtesse. „Die Frucht ist heimgeführt. Unsere Feldarbeiter und Handlanger haben nun Muße, in das Chaos hier ein wenig Ordnung zu bringen."

Justine ehrte das Verbot, setzte keinen Fuß in die holde Einsamkeit, so lieb sie ihr geworden war. —

In den nächsten Tagen zogen eine Menge Arbeiter und Tagelöhner noch vor Sonnenaufgang mit Krampen und Schaufeln nach dem Walde, der Schloßgärtner an der Spitze. Günter und der Oekonom folgten ihnen bald darauf; sie hatten Pläne und Grundrisse in der Hand, besprachen sich eifrig. Auch Chalybeus hatte sich angeschlossen. Im ganzen Lauf der Woche ließen sich die Freunde nur wenig im Schlosse sehen, als etwa zu Mittag und zur Abendmahlzeit. Auch der Oberst verschwand zu halben Tagen und hielt geheimnißvolle Conferenzen mit den jungen Männern.

Kein Zweifel, es war etwas im Werke. In der zweiten Woche hielt sich Justine nicht länger.

„Darf ich noch immer nicht in die Wildniß?“ fragte sie den Freund.

„Nicht früher, als bis alle Schlangennester vertilgt sind!“ erwiderte dieser munter.

An einem schönen Augustabend lud der Oberst sein Töchterlein zu einem Spaziergang ein. Sie betraten den Wald. Die struppigen Pfade waren gelichtet, geebnet, mit weißem Sande bestreut. So gelangte man ganz bequem zu dem Lieblingsaufenthalte der Comtesse, dem stillen Plätzchen mit der Grotte. Auch dort ein gang-

barer Pfad bis zum Wasserfall, geordnete Blumenbeete, der gar zu große Ueberfluß an wilder Vegetation bei Seite geschafft. An der Stelle, an welcher er mit Justinen das theosophische Gespräch geführt, hatte Günter ein Chalet, eine Art Schweizerhäuschen, aus leichten Brettern zimmern lassen.

„Ah!“ hauchte die Comtesse und betrachtete das kleine Wunder sprachlos.

„Gelt, wir haben Dich überrascht?“ sagte der Oberst und rieb vergnügt die Hände.

Aus dem Chalet traten Günter und Chalybeus im steirischen Anzug, begrüßten Justinen in muntern Knittelreimen als die Herrin des Häuschens und führten sie in das Innere der kleinen Gemächer, welche einfach tapezirt und mit ländlichen Möbeln versehen waren, die Fenster aus mehrfarbigen Gläsern zusammengesetzt. Auf dem runden Tischchen stand ein holzgeschnitztes Schreibzeug, auch Schreibmappe und Bücher fehlten nicht, so die Lieblingsdichter der Comtesse, und die Cyther, wie das Malergeräth waren nicht vergessen. An dem lauschigen Plätzchen konnte Justine an heißen Vormittagen, an lauen Abenden ruhen, lesen, arbeiten oder auch sinnen und träumen. —

Das Mädchen war tief bewegt. Sie umarmte den Vater unter hervorquellenden Thränen, konnte den Freunden nicht genug danken, ihnen auf's wärmste die Hände drücken.

„Das Alles hat unser Günter aus dem Nichts hervorgezaubert!" sagte der Oberst.

Justine blickte mit feuchten Augen zu dem Freunde empor. Zu dem Gottesleugner! Davon war aber nicht wieder die Rede. —

Das idyllische Landleben, das sich bis in den November verlängert hatte, näherte sich nun seinem Ende. Der Abschied wurde Allen schwer. Frau Apollonia, mit den beiden Anhängseln behaftet, schwamm in Thränen über die Trennung von ihrem Pflegekind, der „gar so lieben" Comtesse. Justine unterdrückte ihre Rührung und versprach im nächsten Frühjahr wieder zu kommen. Die beiden jungen Leute begleiteten die Heimkehrenden zu Pferde bis zur nächsten Station. Zu Weihnachten wollten sie nach Wien kommen, einen guten Theil des Winters dort zubringen, so lange die Feld- und Waldarbeiten völlig ruhen würden.

„Dieſes Mädchen iſt kein gewöhnliches Frauenzimmer, kein tranſitoriſches Phänomen," — äußerte ſich Chalybeus über die Comteſſe zu ſeinem Freunde, — „ſondern irgend ein hohes, himmliſches Weſen, in die gebrechliche Hülle des Weibes gebannt!"

Neuntes Capitel.

Faschingspäße.

Sans une forte administration générale les affaires de l'état ne se font pas, les affaires locales se font mal.

Thiers.

Der Carneval des Jahres 1846 gestaltete sich überaus lebhaft, sowohl in der Haupt- und Residenzstadt wie in den Provinzen. Lemberg schien besonders tanzlustig und auf den Gütern des galizischen Adels folgten Feste auf Feste.

So wurde auch das Schloß des lebenslustigen Fürsten Alexander Sulkowski von Gästen nicht leer. Fürstin Arabella, die reizende Blondine, entfaltete als Wirthin alle reichen Gaben ihrer Liebenswürdigkeit. Sie war inzwischen eines Knäbleins genesen und stolz auf den Polen, den sie in die Welt gesetzt, nannte sie ihn Jagello. Die geborene Wienerin hatte sich bereits völlig zur polnischen Patriotin umgewandelt.

Der große Ball, welcher die Saison schließen sollte, war auf den 18. Februar festgesetzt worden. Arabellas

Bruder, der Roſſebändiger Guido, hatte verſprochen, dabei zu erſcheinen und auch den Jugendfreund Carl Günter mitzubringen. Aber ein noch weit bedeutenderer Gaſt hatte zugeſagt und zwar kein geringerer als der Civil- und Militär-Generalgouverneur von Galizien, der ſo humane und im Lande allgemein beliebte Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich-Eſte. Dieſer an ſich friedfertige und den Frieden liebende Prinz, obwohl mit der höchſten Kriegswürde eines Feldmarſchalls betraut, hatte die Tage von Ulm, die Kriegszeit wie die Kriegsluſt längſt hinter ſich und ſetzte etwas darein, ſich dem „gutgeſinnten“ galiziſchen Adel von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Auch dem Volke gegenüber kehrte er mit erkennbarer Abſicht den Civil-Gouverneur vor, unterſtützte landwirthſchaftliche und Wohlthätigkeitsanſtalten und mit einer Art Vorliebe die damals ſo populären „Mäßigkeitsvereine,“ welche wohl auch insgeheim zu politiſchen Zwecken benutzt wurden und als Deckmantel für gewiſſe Freiheitsbeſtrebungen und Verſchwörungen dienten, wie ſie das raſche polniſche Blut nun einmal nicht entbehren kann. Davon kam dem hohen Herrn und ſeinen Civilbeamten wohl auch Einiges zu Ohren, aber ſie hatten doch kein rechtes Gehör dafür, wenngleich die

Wachsamkeit der Kreisbehörden bereits seit geraumer Zeit, besonders aber im Laufe der letzten Monate eine nicht unbeträchtliche Anzahl polnischer Emissäre unter Schloß und Riegel gesetzt hatte. Aus den Verhören dieser Leute ergab sich, daß sie seit Jahren mit der polnischen Emigration, mit „König" Adam Czartoryski in Paris, wohl auch mit den communistischen Verschwörern von ganz Europa in genauester Verbindung standen — was man aber auf sich beruhen ließ und in dem Glauben an die Anhänglichkeit des galizischen Adels an Kaiser und Regierung, sowie an die „felsenfeste Treue" der galizischen und ruthenischen Bauern die vollste Beruhigung fand oder sich zu finden wenigstens den Anschein gab.

Auch der Umstand, daß sogar Zöglinge des Ossolinski'schen Instituts in Lemberg sich längst mit den geheimen Gesellschaften eingelassen und daß überdies Militairs, zumeist Unteroffiziere und Feldwebel sich an den Föderatkas betheiligten, schien den Behörden nicht bedenklich genug, um sie zu einer, das Land vielleicht nur noch mehr aufregenden, ihnen selbst aber jedenfalls unbequemen Wachsamkeit zu veranlassen.

In der Provinzialstadt des Kreises, in welchem das Schloß des Fürsten Sulkowski lag, fungirte der uns

bekannte Regierungsrath Wenzel Rucicka als Polizeidirector.

Dem klugen Manne und erfahrenen Polizeibeamten war es längst unwohl in seiner Haut, dabei auch völlig klar geworden, daß er auf einem unterhöhlten Boden arbeite. Weder seine Amtswirksamkeit, noch die des Kreishauptmanns reichten aus, um die Ruhe und Ordnung in dem kleinen Gebiete zu erhalten, welchem sie vorgesetzt waren. Sehr begreiflich!

Die Verschwörungen verzweigten sich durch ganz Galizien und standen in innigster Verbindung mit Posen und Warschau, wie mit dem Freistaat Krakau. Wo aber das Ganze bedroht ist, da vermag kein Theil sich ausreichend zu helfen, zumeist wenn man ausschließlich nur auf die so beliebten „halben Maßregeln" angewiesen ist.

„Das ist der Fluch von unserm edeln Haus,
Auf halben Wegen und zu halber That,
Mit halben Mitteln zauberhaft zu streben!"

Also äußert sich sogar der allerloyalste österreichische Dichter, der Besinger Radetzky's und seines Schildes.

In Galizien führte diese Halbheit, die sich bis in das geheime Cabinet des Fürsten Staatskanzlers er-

ſtreckte oder vielmehr daraus hervor zu gehen ſchien, damals zu Tod und Verderben. Die Schriften, welche alle geheimen Fäden und Verzweigungen der galiziſchen Revolution blos legten, befanden ſich, wie man behauptet, auf dem Tiſche Metternichs bereits Wochen vor dem Ausbruch des Kraters. Allein der Staatsmann ſchwieg. Warum? Was hätte er auch thun können? wird man fragen. Die Antwort liegt auf der Hand. Die nöthigen Truppen nach Galizien ſenden, mit einem wirklichen Militär-Gouverneur an der Spitze, das Land nöthigenfalls in Ausnahmezuſtand erklären, dann unterſuchen, den Frieden herſtellen, und darum auch mit Reformen nachhelfen, deren die Provinz ſo dringend bedurfte. Dadurch wären alle die nachfolgenden Scheußlichkeiten verhindert worden, die man, die Hände im Schoß, gewähren ließ. Vielleicht hatte der zahme Cerberus der Gerontokratie einen ähnlichen Ausgang erwartet, vielleicht ſah man es ſogar nicht ungern, daß dem galiziſchen Adel von Seiten ſeiner unterdrückten und mißhandelten Unterthanen eine „kleine Lection“ in Ausſicht ſtand. Allein wir wollen ſo grauſame „avant-pensées“ bei den ſonſt ſo milden Machthabern nicht vorausſetzen

und die politisch-militärische Unthätigkeit lieber dem damals so beliebten „Abwarten", dem laisser aller, laisser faire, der vollkommen gouvernementalen Unfähigkeit zuschreiben. Und so war es auch.

Der 15. Februar war ein wahrer Robotstag für unsern Polizeidirector Rucicka. Von früh morgens bis spät in die Nacht hatte er die Amtsstube nicht verlassen. Neu zur Haft gebrachte Verschwörer von Bedeutung waren augenblicklich zu vernehmen, wichtige Documente fanden sich bei ihnen vor, darüber war ohne Säumen nach Lemberg zu berichten. Der geplagte Mann hatte unter Tages kaum ein paar Bissen zu sich genommen und trat erst gegen Mitternacht völlig erschöpft in das Zimmer seiner Frau. Das schöne Käthchen von Heilbronn war wach geblieben, um den Gatten zu erwarten, der stumm auf den magern Schlafdivan sank.

Die junge Frau erschrak. „Was ist vorgefallen?" fragte sie ängstlich.

Käthchen hatte ihr (wir vermuthen, nicht sein) Kind unlängst verloren, war aber in der Lage, sich mit Nächstem eines zweiten, dieses Mal entschieden legitimen erfreuen zu dürfen.

Rucicka beschwichtigte sein Weibchen. „Fatale Amtssachen, liebes Kind, Du weißt ja. — Mich hungert. Giebts noch etwas?“

Sie setzte ihm kalte Reste vor und etwas Wein. Die weibliche Neugierde forschte nun nach den Ereignissen des Tages. Der verschwiegene Beamte glaubte nur Unverfängliches mittheilen zu dürfen, verhehlte aber seinem Käthchen nicht, daß vielleicht bald unliebsame Scenen in loco vorfallen dürften, mit denen eine Frau, wenn sie keine eingefleischte Polin sei, besser nichts zu schaffen habe. Er wünsche daher, daß sie sich, trotz ihres Zustandes, einstweilen nach Wien begebe, wohin ihn eine wichtige Sendung gleichfalls mit Nächstem rufen dürfte. Ein verheiratheter Onkel, ebenfalls Beamter, an den er bereits geschrieben, werde seine liebe Frau mit Freuden einstweilen in sein Haus aufnehmen. Das zarte Käthchen, das sich in dem schmutzigen galizischen Neste unbehaglich genug fühlte, ließ sich zu der Wiener Reise unschwer bewegen. Als sie am nächsten, sonnigen Wintermorgen im Eilwagen dahin kutschirte und sich der zweiten Station näherte, ertönte ein lustiges Posthorn und eine offene Postchaise fuhr ihr entgegen. Darin saßen ein paar junge Männer in eleganten Pelzen; frische Gesich-

ter, die Cigarre im Munde. Die Chauſſee war an der Stelle, wo ſich die Wagen begegneten, etwas ſchadhaft und wurde eben ausgebeſſert, Steine und Schutthaufen verengten die Paſſage, hemmten den Verkehr; Chaiſe und Eilwagen waren daher gezwungen, vorſichtig und langſam an einander vorüber zu fahren und die gegenſeitigen Paſſagiere hatten Zeit, einander gelegentlich zu betrachten. Unſer Käthchen zog den Voile dichter zuſammen, als ſie gewahrte, daß einer der jungen Leute ſie neugierig in's Auge faßte, wie es wohl bei derlei zufälliger Begegnung mit Damen zu geſchehen pflegt. Ein Blick — und ſie hatte den jungen Mann erkannt. Er ſie gewiß nicht. Inzwiſchen fuhren die Wagen an einander vorbei. Käthchen konnte ſich nicht enthalten, einen Blick aus dem Wagenfenſter zu thun, um der davon eilenden Poſtchaiſe nach zu blicken; der junge Mann war aufgeſtanden und lugte ſeinerſeits nach dem Eilwagen zurück, lachte und ſchwenkte den Hut gegen die Dame. Käthchen zog ſchleunigſt das Köpfchen zurück.

Es war ihr Carl Günter, der keine Ahnung hatte, daß ihm die einſtige Geliebte begegnet war. Die arme Frau aber bog ſich neben dem ſchnarchenden polniſchen Juden, ihrem Sitznachbar, in die Wagenecke und weinte

stille und bittere Thränen über das entschwundene Glück.

Die Ankunft der erwarteten Freunde auf dem fürstlichen Schlosse, noch ein paar Tage vor dem Ballfeste, bot willkommenen Anlaß zu einigen patriotischen Festgelagen. Bruder und Schwester freuten sich des Wiedersehens, der Fürst umarmte den Schwager wie dessen Begleiter und auch die schöne Fürstin bot dem Jugendfreunde nach polnischer Sitte den rosigen Mund. Man machte und empfing Besuche, der Champagner strömte allenthalben und die jungen galizischen Edelleute, darunter die beiden Grafen Franz und Michael Wiesiolowsky*) tranken alsbald Brüderschaft mit dem Grafen Guido Weißenstein. Die Wiesiolowsky's, ein Graf Romer, ein Baron Kanopka und Andere gaben sich als eifrige Patrioten zu erkennen und —

„Noch ist Polen nicht verloren!" ertönte es bald aus Aller Munde, Fürst Alexander und Graf Guido nicht ausgenommen, obwohl der letztere nichts weniger als Pole, vielmehr ein Vollblut-Wiener war. Allein der Wiener und Deutsch-Oesterreicher schwärmt eben für

*) Historisch gewordene Namen, wie auch die später genannten.

alle unterdrückten Nationalitäten und vergißt in der Fremde nur zu leicht, die eigene geltend zu machen, auf die er sich auch zu Hause nicht eben gar zu viel einbildet.

Der Tag des großen Balles, der 18. Februar, stand vor der Thür. In der Nacht vom 18. zum 19. sollte der Ausbruch der Revolution in ganz Galizien erfolgen. Der gute Fürst Alexander hatte keine Ahnung, welche Rolle seinem Stammschloß dabei vorbehalten war. Die Patrioten hatten nämlich nichts Geringeres im Sinn, als sich des Erzherzogs Ferdinand, der als Gast angekündigt war, und seiner Adjutanten zu bemächtigen, um sie vorläufig als Geiseln in der Hand zu behalten.*) Die Eingeweihten sahen sich daher mit bedenklichen Gesichtern an, als am Morgen des achtzehnten ein Schreiben des Flügeladjutanten Sr. kaiserlichen Hoheit mit der Nachricht einlangte, Hochdieselben seien unwohl geworden, ließen sich daher entschuldigen u. s. w.

Was die Patrioten für einen unliebsamen Zufall hielten oder für eine „Schlauheit" des Erzherzogs, dem

*) Historisch, wie der Hauptsache nach beinahe alles in diesem Capitel Erzählte, in sofern es sich auf die galizische Revolution bezieht.

lag aber ein durchaus anderer Umstand zu Grunde. Der wirklich schlaue Böhme Rucicka, auf die geringe Polizeimannschaft beschränkt, die ihm etwa zu Gebote stand, daher außer Stande, die Revolution, deren Ausbruch er jeden Tag entgegen sah, in loco hintan zu halten, hatte bereits vor acht Tagen einen Eilboten nach Lemberg gesendet, und sich, trotz seiner geringen Stellung, erlaubt, diesem ein eigenhändiges, allerunterthänigstes Schreiben an den Erzherzog mitzugeben. Darin beschwor er den hohen Herrn bei allen Heiligen des Himmels, ja nicht auf dem Ballfeste zu erscheinen, da der hohe Kopf- und respective Leib daselbst durchaus nicht sicher wären, was er auf seinen eigenen Kopf beschwören könne und diesen zugleich als Opfer darzubieten bereit sei, falls sich durch die leider nur zu bald zu erwartenden Ereignisse seine Berechtigung zu der treugehorsamst gewagten Warnung nicht vollkommen bestätigen sollte. (Amtsstil.) Daß seine schließlich angebrachte allerunterthänigste Bitte um Zusendung wenigstens einer Compagnie Linientruppen, kein Gehör finden würde, dessen war er sich, bei der Unschlüssigkeit und Zögerungsseligkeit des Erzherzogs und der erzherzoglichen Kanzlei von vornherein vollkommen bewußt. Eben so wenig durfte der nur einer geringen

Diätenklasse sich erfreuende Beamte etwa die wahnsinnig übermüthige Hoffnung hegen, auf sein Schreiben einer Antwort, auch nur von dritter oder vierter Hand, gewürdigt zu werden.

Die Kühnheit eines Polizeibeamten, an einen Erzherzog zu schreiben, wenn auch in der wohlgemeinten Absicht, diesem das Leben oder die Freiheit zu retten, trägt ihren Lohn in sich selbst, falls es nicht vielleicht angezeigt sein sollte, diesen Mangel an Subordination durch eine gehörige und wohlverdiente Disciplinarstrafe auf ihren richtigen Werth zu reduciren.

Kurz, Rucicka verlangte keinen Lohn, keine Auszeichnung (wenigstens vor der Hand) und war schon glücklich, als er vernahm, der Erzherzog werde nicht auf den Ball kommen. Der hohe Herr hätte freilich, gleich Peter dem Großen unter die Strelitzen, so unter die Szlachticen treten und sie zwingen können, sich vor ihm in den Staub zu beugen — was er aber klüglicher Weise unterließ, und zwar aus doppeltem Grunde. Denn erstens wäre das eigentlich ein Geschäft für den „regierenden" Kaiser selbst gewesen*) und ein solches Vorgreifen konnte dem

*) Damals Ferdinand, nicht zu vergessen! Man konnte dem guten Kaiser einen derlei heroischen Act wohl kaum zumuthen.

Erzherzog nur zu leicht als eine Art Hochverrath ausgelegt werden; und zweitens ist man dieser hitzköpfigen Polen doch niemals recht sicher, am allerwenigsten aber der polnischen Frauen, welche bekannter Maßen ihre Männer und Liebhaber zu allen möglichen Teufeleien aufzuhetzen pflegen.

Die Tage vor dem ominösen achtzehnten sah man den Polizeidirector und Regierungsrath Rucicka häufig mit Bauern ganz gemüthlich verkehren, besonders mit solchen, die in der Gemeinde einen Anhang hatten und ihren Cameraden, die auf ihre Worte zu hören gewohnt waren, gelegentlich als Führer und Rathgeber dienten. Am 17. Februar berief er die Bauernführer zu einer geheimen Unterredung in seine Privatwohnung, wo sie mit ihm und dem „Herrn Pfarrer" ein Glas Wein trinken sollten.

Der kluge Mann, welcher die Ereignisse kommen sah, hielt es für angezeigt, den braven Leuten ein wenig auf den Zahn zu fühlen, um zu erfahren, ob man sich ihrer bei gewissen Eventualitäten für sicher halten könne. Die revolutionäre Bewegung in Galizien hatte nämlich einen aristokratisch-demokratischen Januskopf. Wenn es dem Fürsten Czartoryski wie dem gesammten mitver-

schworenen Adel hauptsächlich um ein einheitliches Polen zu thun war, so fehlte es dagegen auch nicht an Emissären, welche unter den Bauern gewisse communistische Ideen zu verbreiten bemüht waren. Ein an und für sich vernünftiges Ziel: die Freiheit von Grund und Boden wurde fantastischer Weise zu einer Art Gütergemeinschaft ausgeschmückt, die man den guten Leuten in Aussicht stellte. Ein lockender Köder für das von seinen Gutsherren bedrückte und unterdrückte Landvolk! Die Adelspartei hatte das auch eingesehen und ihre Sendlinge stellten daher die Abschaffung der Robot und anderer Dienstbarkeiten in Aussicht. Allein das Volk mißtraute dem Adel und erinnerte sich der alten polnischen Wirthschaft. Die Stimmung und Haltung der Bauern war übrigens eine verschiedene, je nach der Persönlichkeit des Gutsherrn und seiner Mandatare. Ein guter Herr hat willige Diener. So kam es auch, daß die Unterthanen des wohlwollenden und freigebigen Fürsten Sulkowski mit ihrem Grundherrn im besten Einvernehmen standen. Das wußte Rucicka und darauf baute er seinen Plan. Er theilte nun den Bauernführern im engsten Vertrauen mit, daß er durch die Aussage der gefangenen Emissäre sowie durch seine Polizeispione die gewisse Kunde

habe, eine Insurgentenbande sei bereits unterweges, um vielleicht schon in der nächsten Nacht die Kreisstadt und das fürstliche Schloß zu überfallen. Er sagte ihnen das offen heraus, auch daß ihm, sowie dem Herrn Kreishauptmann die Mittel fehlten, den Empörern mit Gewalt entgegen zu treten, da die hohe Regierung es nicht für angemessen fand, das friedliche und so gut gesinnte Landstädtchen mit Militär-Einquartierung zu belästigen. — „Nun droht uns aber hier Mord und Brand und Graus," — setzte er den Leuten auseinander, — „Ihr selbst seid in Gefahr, Eure Häuser, Euer Habe, Eure Weiber und Kinder. Darum schützt Euch selber. Ihr seid Männer, tapfere und ehrliche (sic!) Polen. Ich, wie die hohe Regierung, bauen auf Euch. Seine Hochwürden, Euer Herr Pfarrer, wird Eure ländlichen Waffen segnen, wenn es zum Kampfe kommen sollte." (Der Geistliche hob salbungsvoll die Hände empor.) „Und so mit Gott und seinem heiligen Schutz! Ich fülle Euch die Gläser. Leert sie auf das Wohl Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers!"

Damit schloß die wohlberechnete Rede, welche dem Böhmen völlig die galizisch-ruthenischen Herzen gewann. Die Bauern, stolz auf das Vertrauen, welches Staat

und Kirche in sie gesetzt, zugleich nicht wenig erschrocken über die Gefahr, die ihnen selbst wie ihrem Eigenthum drohte, schworen dem Polizeimann zu, die Stadt, das Schloß, das Land und den Kaiser bis auf's Aeußerste zu schützen und zu vertheidigen. Der Seelsorger betete seinen Pfarrkindern noch ein Vaterunser, ein Ave und den Glauben vor, und die Versammlung, von Begeisterung erfüllt, nebenbei vielleicht auch etwas weinselig, stob auseinander. — In der Nacht vom 17. zum 18. patrouillirten nun Bauern und Bürger, die Erstern mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, die Andern etwas militärischer equipirt, gemeinschaftlich durch Stadt und Umgebung. Auch das Schloß wurde genau im Auge behalten, da es dort, nach der Versicherung des „Herrn Regierungsraths", auf einen Ueberfall abgesehen war. Rucicka hatte nicht nöthig, den Bauern den besondern Schutz der Person des Fürsten und seiner Angehörigen anzuempfehlen, doch ließ er es nicht an Winken fehlen, daß unter den Gästen, dem Schloßherrn selber vielleicht unbewußt, sich einige „Herren" befinden dürften, die sich dort eingefunden, um zu rechter Stunde mit der „Umsturzpartei" gemeinschaftliche Sache zu machen. Wir wissen nicht, wie es kam, daß noch im Laufe des Tages

ein Zettel unter den Bauernführern cursirte, welcher sämmtliche Namen der auf dem Schlosse befindlichen adeligen Verschwörer enthielt.

„Sind denn meine Bauern toll geworden?“ Mit den Worten trat Fürst Alexander am Morgen des 18. Februar lachend in das Gastzimmer, welches die beiden Wiesiolowsky's gemeinschaftlich bewohnten. — „Denkt Euch,“ fuhr er fort und warf sich in den Armstuhl, — „sie haben in der Nacht Patrouillen aufgestellt, da sie sich einbilden, eine ganze Revolution sei im Anzuge.“

Die gräflichen Brüder sahen sich einander bedeutend an.

„Muß es nicht irgend ein Mal Ernst werden?“ nahm Graf Franz nach einer kleinen Pause das Wort.

„Aber heute doch nicht?“ spottete der Fürst. „Am Tage unseres ersten Balles! Was würde meine Bella dazu sagen? Die polnische Einheit kann noch ein klein wenig warten,“ setzte er leichtfertig hinzu.

Die Glocke rief zum zweiten Frühstück. Man speiste wohlgemuth, machte eine gemeinschaftliche Schlittenfahrt, kleidete sich um, dinirte, die Damen gingen an die Balltoilette. Bald war das ganze Schloß hell erleuchtet, Blumen prangten in allen Sälen, im Vorhaus wie auf der

mit Teppichen belegten großen Schloßtreppe. Die Gäste fuhren vor, die Musikanten stimmten ihre Instrumente. Der Ball hatte begonnen. Fürstin Arabella, die einer Göttin glich, auch was das ätherische Costüm betraf, tanzte mit ihrem Jugendfreunde die erste Quadrille. — „Ein wahrhaft schönes Weib!“ dachte Carl Günter bei sich im Stillen. „Wie würde sich die bescheidene Schwester neben ihr ausnehmen? Etwa wie Hebe neben Juno.“

Lebhafte Walzer folgten, auch eine Mazurka. Der Ball war gegen Mitternacht im besten Zuge. Bei dem allgemeinen Taumel vermißte Niemand die Wiesiolowskys, den Grafen Romer und den Baron Kanopka, die ohnehin keine Tänzer waren. Sie hatten sich davon geschlichen, und in Pelze gehüllt, die Waffen darunter, schritten sie in der Richtung des Weges, bis nahe an die Stelle, wo die Insurgenten um Ein Uhr Nachts eintreffen sollten. Ein scharfer Wind hatte sich erhoben, dickes Schneegestöber gewährte kaum auf einige Schritte einen Ausblick. Die Ballgäste, eben dem warmen und behaglichen Tanzsaale entrückt, schauerten in der frostigen Winternacht und kamen auf dem völlig verschneiten Pfade nur langsam vorwärts.

„Wer da?“ fuhr sie plötzlich eine grobe Bauernstimme in polnischer Sprache an.

„Wer fragt?“ wurde kaum minder derb in demselben Jargon erwidert.

„Einer, der das Recht dazu hat,“ versetzte die Stimme, welcher mehrere geschwungene Sensen, die sich im Schneelichte zeigten, den gehörigen Nachdruck gaben.

„Verflucht! Es sind die Bauern“ — flüsterte einer der Wiesiolowskys seinen Gefährten zu.

„Noch ein Mal, wer da?“

„Freunde von Polen.“

„Das sind wir auch. Aber auch Freunde des Kaisers.“

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich, unfern von den im Schneegestöber unterhandelnden Gruppen, ein wilder Lärm erhob. Hurrahrufe, Waffengeraffel, Schüsseknallen, auch Jammergeschrei. Die Vorhut der Aufständischen war eben angelangt und auf einen der Bauernhaufen gestoßen, von den Sensenmännern übel zugerichtet worden. Die adeligen Herren, die Gefahr der Ihrigen erkennend, warfen die Pelze rasch weg, hieben

und schossen unter die Bauern, von denen sie früher angegriffen worden. Bald wurde der Kampf allgemein, allein sehr zum Nachtheil der revolutionären Partei. Die geringe Vorhut war rasch überwältigt, Todte und Verwundete lagen auf dem Schneefelde. Daß auch, wie begreiflich, Bauern zum Opfer gefallen, erbitterte ihre Cameraden gegen die gefangenen Insurgenten. Den Verwundeten unter ihnen wurde ohne Umstände der Garaus gemacht, der Rest hart gebunden, nach dem Kreisamt geschleppt. Ueber die Erschlagenen, darunter auch Graf Romer und Baron Kanopka, lag bald eine dicke Schneedecke ausgebreitet. Nicht Jedem, der eine Wiege hatte, wird auch ein Sarg zu Theil. — Die Wiesiolowskys waren verschwunden, konnten aber wenige Tage später der Gefangenschaft in einem anderen Kreise nicht entgehen. — Eine Abtheilung der bewaffneten Bauern lief nach dem fürstlichen Schlosse, um nach den etwa noch dort befindlichen Verschwörern zu fahnden.

Eine Stunde darauf ertönte unendliches Jubelgeschrei von der Straße her, auf welcher die Vorhut früher anmarschirt war. Der nachfolgende Haupttroß, durch die schlechten Wege aufgehalten, hatte sich nämlich verspätet, in der Folge aber seine Schritte verdoppeln

müssen, da ihnen ein Piket Ulanen, man weiß nicht, von welcher Station und auf wessen Commando, ziemlich nahe auf die Ferse trat. Diejenigen, die eigentlich als Angreifer gekommen waren, glichen daher mehr einem Trupp Flüchtlingen und geriethen, den Bauern gegenüber, die ihnen bewaffnet entgegen traten, und bei dem nachrückenden Militär, zwischen zwei Feuer. Sie waren auch bald überwältigt.

Die Schloß- und Ballfreuden hatten ein rasches und unliebsames Ende gefunden. Bauern und Ulanen im schönen Vereine forschten nach den adeligen Verschwörern und nahmen gefangen, was sich als verdächtig erwies. Das kostbare, für die Crême der polnischen Aristokratie bereit gehaltene Souper wurde nun von den niederen Ständen, Bauern und gemeinen Soldaten verzehrt. Aehnliche Scenen, wie die hier geschilderten, spielten fast in allen Kreisen des Landes. So endete der galizische Carneval des Jahres 1846 — mit derlei tragischen Faschingsspäßen.

Unserem Oesterreich wurde in Folge dieser Katastrophe nachträglich ein Danaer-Geschenk zu Theil: der Freistaat Krakau ward der Monarchie einverleibt.

Die ſchöne patriotiſche Fürſtin war außer ſich über den verunglückten Putſch ihrer polniſchen Freunde und Verehrer — unſerm idealiſtiſchen Helden aber ſtellte ſich dieſe polniſche Wirthſchaft als ein würdiges Seitenſtück zu dem aſiatiſch-magyariſchen Räuberweſen dar.

Zehntes Capitel.

Ein passendes Paar.

Malheur à l'homme seul!
Lammenais.

Unmittelbar nach den Schreckensscenen, welche dem Ballfeste auf dem Schlosse des Fürsten Sulkowski ein so unwillkommenes Ende bereiteten, hatte sich die schöne Fürstin sammt ihrem Gemahl und dem kleinen Jagello nach Wien und in ihr Elternhaus mehr geflüchtet, als zurückgezogen. Seitdem war das Weißenstein'sche Hôtel von vornehmen Besuchern nicht leer geworden. Der frondirende österreichische Adel nahm die polnischen „Märtyrer" mit offenen Armen auf und die Sulkowski's vermochten es kaum, den Einladungen zu genügen, die von allen Seiten an sie ergingen. Arabella, die noch immer für „ihr Polen" schwärmte, war da in ihrem Element, conversirte ausschließlich mit Herren in „owski," „inski" und „icki," unterhielt auch einen geheimen Briefwechsel mit Adam Czartoryski in Paris, mit Lelewel in

Brüſſel und andern nationalen Celebritäten. Carl Günter betrachtete kopfſchüttelnd das Treiben ſeiner erſten Jugendliebe, die ſich zur völligen Weltdame ausgebildet. Da gab's die Praterfahrten, Viſiten waren zu empfangen oder abzuſtatten, dann Diner- und Balltoilette, auch après-soirées mit dem großen Liszt, in deſſen Abweſenheit man wohl auch mit geringeren Lichtern, etwa vom Schlage eines Leopold von Meyer vorlieb nahm.

Die Weißenſteins, Vater wie Söhne, nahmen nur geringen Antheil an dieſen Feſtlichkeiten infra et extra muros. Der Oberſt war zu ſehr mit ſeinen ſtändiſchen Arbeiten beſchäftigt; Graf Lothar, inzwiſchen zum Hofconcipiſten befördert, jeden Abend in ſeinem Miniſterium ſeßhaft, die geheimen Depeſchen abwartend, die häufig erſt zur Nachtzeit aus Berlin, Petersburg, Paris und London durch Couriere einlangten und welche augenblicklich übernommen werden mußten, deren Empfang zu beſtätigen war.

Der Dragoner, Graf Heinrich, noch immer Lieutenant und der Todfeind aller Salons, in denen die Cigarre nicht geſtattet war, ſaß lieber mit den Kameraden zuſammen, um Dienſtverſetzungen, Remontenankäufe, Kavallerieka ſernenbauten, vor Allem das noch immer zu

erwartende Avancement des Breiteſten zu beſprechen. — Der Centaure Graf Guido endlich, Vor- wie Nachmittag nur mit Vierfüßlern und zweifüßigen Reitknechten und Roßtäuſchern im Verkehr, brachte alle ſeine Abende ausſchließlich im Circus zu, der damals beſonders en vogue war. Er und noch ein paar junge Kavaliere d'élite hatten als Habitués die petites entrées in die Ställe wie in die Ankleidekammern der Matadors und Bajazzos, doch auch in die erwünſchteren private rooms der Trampolinſpringerinnen und equeſtriſchen Künſtlerinnen. Mit der Ausgezeichnetſten dieſer Damen, Signora Lauretta, welche die „große Schule“ mit eben ſo viel Kraft als Grazie zu reiten wußte, ſtand der Jüngſte der männlichen Weißenſteins in einem, ihm von Seite ſeiner Genoſſen hoch beneideten Verhältniß. Man konnte ihn jeden Morgen im Prater mit der ſtattlichen Dame traben oder galoppiren ſehen, über Barrièren ſetzen, über verbotene Wieſen in Carrière heranſtürmen und den zur Aufſicht beſtellten Polizeimann, der ſich dem Herrn Grafen gegenüber kein Veto erlauben durfte, beinahe niederreiten. Die feurige Schöne hatte ſich übrigens ihres korpulenten und ſonſt phlegmatiſchen Anbeters, der nur auf dem Rücken eines Pferdes etwa lebendig

wurde, ſo vollkommen bemächtigt, daß unter den jungen Schwarzenbergs und Lichtenſteins, Palffys und Zichis große Wetten pro et contra entſtanden, ob denn der „Guido“ die „Lori“ heirathen werde oder nicht.

Das bürgerliche Element war in den adeligen Soirées nur bei den Weißenſteins, und da nur an einzelnen Abenden, durch Carl Günter und Chalybeus vertreten.

„Man ſieht Sie ja ſo ſelten, lieber Charles!“ ſagte Gräfin Helene zu dem jungen Günter, — „und wenn wir Leute haben gar nicht!“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin!“ erwiderte der Güterverwalter. „Allein der vornehme Kreis hier erweitert ſich von Tag zu Tag und — gerade heraus! weder ich, noch mein Freund glauben da ſo eigentlich am Platze zu ſein.“

„Das heißt, Ihr ſchließt Euch aus und nennt uns die Excluſiven“ — parirte die Gräfin den verſteckten Angriff, indem ſie artig hinzuſetzte: „Gebildete Männer wie Sie, taugen überall hin.“ —

Die Wahrheit iſt, daß ſich beide Freunde unbehaglich fühlten. Dem norddeutſchen Chalybeus ſagte die frivole Kaiſerſtadt überhaupt nicht zu. Nur von der

„Hofbibliothek" war der Bücherfreund entzückt, obwohl es dort an Raum für den Leser fehlte und man nicht immer das Buch oder das seltene Manuscript erhielt, nach welchem man sehnlichst verlangte. — Das Wiener Paß-, Meldungs- und sonstige Spionirwesen war der ehrlichen Holsteinerhaut besonders zuwider. Die Behörden machten anfangs Miene, den „Fremden" kurzweg aus Wien und ganz Oesterreich auszuweisen, obwohl seine Papiere in der schönsten Ordnung waren. Er kam eben aus Deutschland, hatte keinen „Character," *) trug langes Haupthaar und einen Vollbart — damals mehr als genug, um den Mann verdächtig zu machen. Nur durch Vermittlung der Weißensteins wurde ihm zur Noth eine zeitweise Aufenthaltsbewilligung ertheilt. Der treffliche Mensch blieb nun den Rest des Winters über in der Residenz, als Anhängsel seines Freundes; im Stillen sehnte er sich aber nach Steiermark zurück, vor Allem nach dem ungestörten und so heimlichen Verkehr mit seiner so hoch verehrten Comtesse Justine. Ihr und seinem Günter hatte er sich unbedingt ergeben, für die Beiden wär' er durch's Feuer gegangen. Es giebt Menschen,

*) Bedeutet im Oesterreichischen: Stand oder Amt.

die ſich nicht ſelber eignen, ſich, freilich mit Wahl, am liebſten anſchließen. Es ſind Leute von Geiſt und Gemüth, die ihre Tage wohl auch ein wenig dahin dämmern. Nicht daß ſie etwa auf der faulen Haut liegen! Im Gegentheil. Sie arbeiten raſtlos, was es nun ſei, machen ſich auch gerne nützlich — nur ſich ſelber nützen ſie nicht, opfern ſich ſtets für Andere. Unter dieſe Species gehörte auch unſer Chalybeus. Um ſeine Zukunft völlig unbekümmert, ſeine großen, beſonders philologiſchen Kenntniſſe als Profeſſor oder Doctor legens zu verwerthen nicht im Geringſten bemüht, lebte er wie der Vogel in der Luft, hatte wenig Bedürfniſſe und freute ſich nur, wenn er ſich denen, die er liebte, dienſtbar erweiſen konnte.

Carl Günter, ohne allen Egoismus wie ſein Freund, war doch eigentlich deſſen entſchiedenes Gegentheil. Beinahe majorenn und für eine beſtimmte Wirkſamkeit noch immer nicht entſchieden, ſuchte er dem Leben nach allen Seiten beizukommen. Dabei ſah er ſich noch immer für einen Lernenden an. Semper bonus homo tiro est, war ſein Leibſpruch. Der öſterreichiſche Geiſtesdruck lag ihm zugleich ſchwer auf der Seele; der Trieb und Drang nach Freiheit erfüllte ihn ganz und gar. Oder

wohl nur zur Hälfte? Denn seine keimende Neigung zu dem ihm einst verhaßten frömmelnden Kinde ließ sich gar nicht wegleugnen. Käthchens rührende Gestalt schwebte zwar bisweilen noch seinem innern Auge vorüber, doch sie zerfloß wie im dämmernden Nebel, durch den die Morgenröthe bricht, in deren sanftem Glanze ihm Justinens holde Züge vor der Seele auftauchten.

Daß aber auch Comtesse Justine seit den Scharfensteiner Tagen an dem Jugendfreunde Antheil nahm, schien die Fürstin Schwester zu gewahren, die nun die frühere Rolle Justinens übernahm und sich den Liebesleuten „en herbe" hemmend und hindernd entgegenstellte.

Mit Günter war sie listigerweise besonders liebenswürdig und zuvorkommend; man konnte sagen: sie kokettirte mit ihm — was dieser, in seiner naiven Neigung zu Justinen befangen, kaum zu gewahren schien. Der Fürstin war es natürlich nicht Ernst damit. Die Jugendliebe war längst vergessen. Keine warmen Anwandlungen mehr, keine Gemüthsblasen! Die leichte Natur hatte bei der Weltdame längst die Oberhand.

Selbst die Mutterfreuden hatten Arabella's Wesen nicht eben gehoben. Einzig und allein des Morgens, wenn die Fürstin mit der Mama beim zweiten Frühstück saß, durfte sich die Bonne mit dem kleinen Jagello zeigen. Das war ein reizendes Knäblein von nun anderthalb Jahren. Der Kleine stand aufrecht und fing bereits zu plappern an. Eine Stunde genügte der Dame, um sich mit dem Kinde zu beschäftigen; die nervöse Großmama ließ es dann wegbringen, besonders wenn der kleine Pole ein wenig zu rumoren anfing.

Hatte die fürstliche Mama ihr einziges Kind (sie wünschte sich und wollte kein zweites) ein wenig vernachlässigt, so war eine junge Tante da, die den süßen Knaben mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit wartete und pflegte. Justine mußte sich des Kindes um so mehr annehmen, da es sonst ausschließlich der leichtfertigen französischen Bonne überlassen blieb, die sich ihr Amt ziemlich bequem zu machen verstand. So war der Knabe halbe Tage im Boudoir der Tante, an der er weit mehr hing als an der Mama. In Justinens milder Gegenwart verhielt sich das Kind stundenlang ruhig, still und sanft wie ein Lämmchen. Die Tante war's auch, die den Knaben einschläferte und jeden

Morgen an seinem Bettchen den Moment abwartete, an dem er die Aeuglein aufschlug. Ihr galt sein erstes Lächeln, während die Mama den letzten Ball ausschlief, ihr streckte er die kleinen Aermchen entgegen, wenn sie das Netzgitter auseinander schob; und wenn sie ihn sorgsam aus dem Lager hob, da jauchzte das Knäblein und umklammerte den Hals der jungfräulichen zweiten Mutter. — Wär' es dem Ketzer Chalybeus vergönnt gewesen, einer derlei Scene als Zuschauer beiwohnen zu dürfen, wahrhaftig er hätte die Hände fromm gefaltet, um, gleich jenen Hirten an der Krippe, Maria mit dem Kindlein anzubeten.

Von den größeren Gesellschaften und Bällen suchte sich Justine möglichst fern zu halten; zum häuslichen Thee fand sie sich spät und zuletzt ein, besonders wenn Besuch kam, dem sie nicht eben geneigt war. Ihr niedliches Boudoir war ein Heiligthum, welches keiner der Salon-Habitués betreten durfte. Sie las viel und mit Auswahl, malte, musicirte, trieb die beiden Künste in echt künstlerischer Weise, ohne mit ihren Gaben glänzen zu wollen. Daß sie unsern beiden Freunden ab und zu eine Beethoven'sche Sonate vorspielte oder ihnen einen

Blick in ihre Aquarelle gönnte; durften sich diese hoch anrechnen. Chalybeus, eben so unmusikalisch als unkünstlerisch, war der festen Ueberzeugung, die Comtesse stehe als Virtuosin weit über dem hochberühmten Liszt und ihre gemalten Blumen überträfen die der Natur.

Unter den vielen adeligen Besuchern des Hauses war es eigentlich nur Einer, an welchem Justine näheren Antheil nahm. Das Interesse war übrigens gegenseitig. Baron Felix — wir verschweigen mit Absicht den Familiennamen — hatte in seinen jüngeren Jahren in verschiedenen Bureaux gedient, um das Wesen und den Gang der Administration kennen zu lernen; später war er ausgetreten, da ihm ein bedeutendes Fideikommißgut anheimfiel. Nun war er wohl auch in der Lage, das Mädchen heimführen zu können, das ausgezeichnete Wesen, an welchem er seit Jahren hing, wie das Bürgermädchen an ihm. Seine hochadligen Verwandten waren natürlich gegen eine derlei Mesalliance. Sie dachten ihm eine junge, schöne und reiche Comtesse zuzuführen — der Liebende blieb aber standhaft und zuckte nur die Achsel über die Drohung, die „Gesellschaft" werde in Zukunft allen Verkehr mit ihm abbrechen.

Diese sociale Grausamkeit gelangte jedoch nicht zur Ausführung, da das liebe Mädchen, kaum Braut geworden, erkrankte und starb.

Von dem Momente an zog sich Baron Felix auf sein Erbgut zurück, dessen Verwaltung er sich die nächsten Jahre angelegen sein ließ; dabei trieb er nationalökonomische und politische Studien, frischte sich zeitweise durch Reisen auf. Man weiß nicht, was ihn zuletzt bestimmte, wieder in Staatsdienste zu treten. Dermalen war er Hofrath im Ministerium des Aeußern. Jeden Gehalt hatte er abgelehnt. Graf Lothar hatte seinen „Chef" zuerst in's Haus gebracht — den „geheimen Hofrath," wie man ihn zu nennen pflegte. Man wollte auch wissen, daß Fürst Metternich große Stücke auf ihn hielt und Manches mit ihm besprach, was über die gewöhnlichen Amts- und Alltagsgeschäfte weit hinausreichte.

Seinem Vorsatz, ledig zu bleiben, war der Baron bisher treu geblieben. Das hinderte aber nicht, daß die adeligen Familien, welche heirathsfähige Töcher besaßen, wohl auch die Töchter selbst, den Mann noch immer als Epouseur in's Auge faßten. Daß er bereits ziemlich hoch in den Dreißigern stand, erschien als kein

Hinderniß. Baron Felix war ein stattlicher Mann von einnehmenden Gesichtszügen und den feinsten Gesellschaftsformen. Ueber seine ganze Person war überdies ein gewisses geheimnißvolles Etwas ausgebreitet oder man legte es hinein. Daß er nach dem Verluste seiner Braut alle, auch die vortheilhaftesten Partien ausgeschlagen, verlieh ihm in den Augen der Damenwelt ein besonderes Relief; doch gab noch immer manche, sogar blutjunge Schöne die Hoffnung nicht auf, diesen seltenen Paradiesvogel gelegentlich einzufangen.

Der geheime Hofrath stellte sich zur Theestunde immer häufiger bei den Weißensteins ein. Der hochgebildete Mann wußte eine Conversation zu führen und war in allen Satteln gerecht. Da er einen hübschen Theil der Welt gesehen hatte und ein guter Erzähler war, so theilte er von seinen Reisen mit, woran die Damen etwa Antheil nehmen konnten. Die sinnige Justine mit den großen mysteriösen Augen fragte nachträglich um dieses und jenes zu ihrer Belehrung. Der Baron gab bereitwilligsten Aufschluß. Das junge Mädchen hatte entschieden das Interesse des ernsten und erfahrenen Mannes auf sich gezogen. Sowohl die Gräfin Mama als die Fürstin Tochter waren entzückt von ihm.

Bei einem Vormittagsbesuche fand er Justinen allein zu Hause, die ihn ausnahmsweise in ihrem Boudoir empfing. Es entspann sich ein längeres Gespräch zwischen ihnen und die Comtesse gestand ihm bald mit allem Freimuth, daß sie die Unterhaltung mit ernsten Männern, mit — — sie stockte.

„Sie ziehen die Unterhaltung mit reiferen Männern vor?" ergänzte der Baron lächelnd.

„Ist die Reife ein Tadel?" faßte sich Justine. „Ich bin freilich selber noch unreif. Aber diese Gräfleins, Attachés und Lieutenants, unser gewöhnlicher Umgang, sind, bei Gott, noch weit unfertiger, als ich selbst."

„Sie irren, liebe Comtesse!" erwiderte der Baron freundlich. „Diese Herrchen sind, was sie sind, und bleiben ihr Lebelang, was sie waren. Ein ordentlicher Mensch hingegen wird niemals mit sich selber fertig."

Justine bedachte sich. „Das mahnt an einen Spruch, den ich irgendwo vernommen habe," sagte sie nach einer kleiner Pause.

„Und welcher lautet?"

„Ein guter Mensch fängt immer wieder von vorne an. Aber im Lateinischen klingt das besser."

„Semper bonus homo tiro est," stellte der Baron den Urtext her. „Und wer hat Ihnen das citirt?" fragte er. „Gewiß kein Attaché!"

„Weit davon!" erwiderte sie. „Der Güterverwalter meines Vaters."

„Noch ein junger Mann?"

„Er war der Jugendgespiele meiner Schwester und hat mich aufwachsen sehen."

Justine erzählte nun von Carl Günter und seinem Freunde Chalybeus, den sie besonders herausstrich, sein Wissen, wie seine Gutmüthigkeit. „Er ist der kindlichste Gelehrte von der Welt," hieß es, „oder eigentlich ein gelehrtes großes Kind."

Der Baron war artig genug, seinen Wunsch auszusprechen, die jungen Leute kennen zu lernen, die Comtesse erbot sich freudig zur Vermittlerin. — Das Eis war gebrochen.

An einem Ballabend, extra muros, von welchem sich Justine loszumachen wußte, empfing sie den neuen Freund nur in Gesellschaft ihrer beiden Freunde, mit denen sich der Baron gleich beim ersten Zusammentreffen höchst freundlich und wohlwollend benahm. Der kleine Kreis war bald aneinander gewöhnt. Auch die Fürstin

fand sich bisweilen an einem der „stillen Abende" ein und an Stoff zur Unterhaltung fehlte es nie. Chalybeus bat die Comtesse gelegentlich um eine der schönen Sonaten, deren Vortrag der Baron großen Beifall spendete, sich auch über die Composition als Kenner äußerte.

„Sie sind gewiß selber musikalisch?" fragte Justine.

„Ein wenig. Ich klimpere Klavier. Mit der Geige geht's aber etwas besser."

Man ließ nicht ab, bis die Violine in's Haus kam.. Die Beethoven'schen Duos begeisterten den unmusikalischen Chalybeus — doch nur wegen des Klavierparts der Comtesse.

Wenn der neue Hausfreund allgemein gefiel, so blieb es nicht unbemerkt, daß er und Justine sich gegenseitig besonders zusagten, was sie auch gar nicht zu verbergen suchten. Mit den beiden jungen Leuten benahm sich die Comtesse immer freundlich, wohl auch zutraulich — aber sie lief ihnen nicht freudig entgegen, wenn sie in's Zimmer traten, wie dem Baron, sie drängte nicht so sehr auf das Wiederkommen, wie bei ihm. Auch in den kleinen Zusammenkünften wandte sie fast ausschließlich das Wort an ihn und hing wie an seinen Lippen; lud ihn die Mama zu Tisch, so saß sie an seiner Seite,

und das Theater beſuchte ſie nur dann, wenn ſie gewiß war, der Baron werde ſie in der Loge aufſuchen.

Alle dieſe kleinen Zeichen einer vielleicht keimenden Neigung des ſonſt wenig expanſiven Mädchens entgingen weder der Mutter noch der Schweſter. Die Damen ſchienen auch kein Mißfallen darüber zu empfinden.

„Wenn er jünger wäre!“ meinte die Mama.

„Kein Mann iſt alt!“ bemerkte die Fürſtin Tochter. „Und er hat ſich conſervirt. Er ſieht mit ſeinen ſechs- oder ſiebenunddreißig jünger aus, als mein Mann.“

„Du meinſt alſo? Und Du glaubſt, er würde Ernſt machen?“

„Ueber ihn iſt kein Zweifel. Es kommt nur auf die Schweſter an. Die iſt freilich unberechenbar!“

„Und noch ſo jung! Nicht viel über ſechszehn.“

„Aber eine halbe Gelehrte, eine Künſtlerin! Die reifen frühzeitig.“

„Du meinſt alſo wirklich?“

„Ich meine, Mama, daß die Schweſter im Stande wäre, ſchließlich Stiftsdame zu werden, wenn ſie nicht bald heirathet. Sie hat's zwar halb und halb verſchworen, doch das giebt ſich. Malheur à l'homme seul! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Das gilt

auch für den Andern. Er ist in dem Alter, wo man kritisch wird, sie in den Jahren, von denen die Mädchen glauben, sie würden kein Ende nehmen. Im Uebrigen," setzte sie halb ironisch hinzu, „ist der Baron ein sentimentaler Sonderling wie unser Charles Günter, die Justine eine Idealistin — das giebt, wenn irgend Eines, ein passendes Paar."

Elftes Capitel.

Ein guter Oesterreicher.

A ogni bell' animo
La patria è cara,
Senza il publico
La vita è amara.
Il Folleto.

Carl Günter hatte sich inzwischen in verschiedenen Gesellschaftskreisen herumgetrieben und ward allenthalben gern gesehen. So hatte auch die Tochter eines reichen Banquiers, eine viel umworbene Schöne, an dem jungen Mann ersichtlich Gefallen gefunden, und er selbst fühlte sich nichts weniger als unbehaglich in dem Umgang mit dem eben so geistreichen als reizenden Mädchen. Da nun auch die Eltern — und zwar der Vater zumeist, der mit den Weißensteins in Geschäftsverbindung stand — dem gräflichen Güterverwalter nicht wenig Aufmerksamkeiten erwiesen, so lag der Gedanke einer Verbindung der beiden jungen Leute nicht allzufern. Die Kunde dieses „Verhältnisses“ war auch in das gräfliche Haus gedrungen. Als nun Günter eines Tages dem Obersten seinen Monatsbericht über Zustand und Ertrag der

Herrſchaften abgeſtattet und das Haus eben verlaſſen wollte, da trat ihm Gräfin Helene entgegen.

„Wohin ſo eilig, mein junger Freund?“ ſprach ſie ihn an. „Soll ich rathen? Gewiß zu ihr?“

Günter blickte ſie verwundert an.

„Gräfin meinen?“

„Verſtellen Sie ſich nicht, lieber Charles! Ihre ſchöne Jüdin, man weiß ja.“

„Warum nennen Sie ſie mein, gnädige Frau?“ ſagte Günter, etwas aufwallend. „Und Jüdin oder nicht! Sie iſt ein ausgezeichnetes Mädchen. Was kümmert mich der Stamm, dem ſie angehört!“

„Ich wollte Ihnen nichts Unangenehmes ſagen, junger Herr!“ beſchwichtigte ihn die Dame. „Aber ein Rath, eine kleine Warnung darf der älteren und erfahrenern Frau doch wohl geſtattet ſein,“ fügte ſie nicht ohne kleine Aufregung hinzu. „Ich kenne die Gefahren gewiſſer Coterien. Darauf wollt' ich Sie aufmerkſam machen. Will ſie ſich wirklich taufen laſſen? Und Ihretwegen?“

„Ich zweifle, daß ſie daran denkt, noch wüßte ich, wie ich dazu käme, oder irgend ein Recht hätte, dergleichen von ihr zu verlangen,“ verſetzte Günter ziemlich trocken.

„Desto besser!“ sagte die Gräfin lebhaft. „Glauben Sie mir, mein Freund, wer eine Jüdin heirathet (die Taufe zählt nicht), der bekommt das ganze Judenthum mit in Kauf, denn sie sind alle unter einander verwandt oder verschwägert und halten zusammen, wie die Kletten. Ein Christ taugt auch nun und nimmer zu den Leuten. Die warten noch immer auf ihren Messias und wir, Gottlob, haben den Erlöser längst.“

Der junge Mann war höchlich erzürnt über die Intoleranz und Bornirtheit der frömmelnden Aristokratin. Im Aerger begab er sich schnurstracks zu der Schönen, die man ihm hatte verleiden wollen. Allein der Abend war schlecht gewählt. An dem hohen israelitischen Festtage hatte sich nämlich eine große Anzahl Gäste, die Hüte auf den Köpfen, bei dem Banquier, zugleich Vorsteher der Gemeinde, zu dem sogenannten „Anbeißen“ versammelt, als der junge Günter eintrat und über die Feierlichkeit stutzte. So freundlich man ihn auch aufnahm und ihn mit zu Tische lud, so fühlte er sich doch unbehaglich, war wortkarg, selbst gegen das holde Mädchen, dem er es beinahe übel nahm, daß es ihm, um sich vorurtheilsfrei zu erweisen, Scherze und Witze über das nationale Fest in's Ohr raunte. So

viel ist gewiß, daß sich Günter von der Stunde an weit seltener in dem Hause blicken ließ; auch war er nicht mehr im Stande, die stark ausgesprochenen orientalischen Gesichtszüge des Mädchens als eigentlich schöne zu empfinden. So hängen wir schwachen Sterblichen von Zufälligkeiten und äußeren Sinneseindrücken ab.

Eine Art Hypochondrie hatte sich Günters bemächtigt. Die Stellung im gräflichen Hause wurde ihm peinlich, das zerfahrene Wiener Leben machte ihm Unbehagen. Eine Reihe literarisch-politischer Artikel, die er mit Feuereifer begonnen, harrte der Fortsetzung; sie erschienen ihm unbedeutend und schaal — und wozu sollten sie führen? Hier ändert sich ja, bessert sich nichts. — Der Frühling mahnte ihn an seine Pflichten. Der Obervertwalter sollte nach Steiermark zurück, um für einen Fremden zu wirthschaften, zu säen und zu ernten. Ist das ein Lebensziel? Er dachte daran, seine Dienstbarkeit aufzugeben, das väterliche Erbe flüssig zu machen, sich auf irgend einer deutschen Universität zu habilitiren. Aus Wien wollte er, mußte er fort. Der Gedanke, gänzlich und für immer auszuwandern, vielleicht nach Texas, auf sein Eigen, war ihm wiederholt vor der Seele aufgetaucht.

„Fort in die Wildniß! In ein einsames Blockhaus!“ rief er aus, indem er in seiner Stube mit großen Schritten auf und ab ging.

„Was soll ich hier? Was soll ich in Oesterreich? Was ist ein Oesterreicher, wenn er nicht wenigstens Baron oder Hofrath ist?“

Dieser Schmerzensausruf aus einem Winkel seines Herzens giebt zu denken.

Chalybeus trat aus dem Seitenzimmer heraus, einen funkelnden Cylinder in der Hand. Er trug auch einen neuen, doch fast unmöglichen Frack, mit überaus langen und spitzen Schößen und weit abstehendem Kragen, hatte eine steife weiße Cravatte umgeschnallt, sein mächtiges Piedestal war in wirkliche Lackstiefel eingepreßt und er eben mit der sauren, aber vermuthlich vergeblichen Arbeit beschäftigt, die widerstrebenden Finger einer gewaltigen Hand in Glaçehandschuhe von der höchsten Nummer einzuzwängen. Günter betrachtete den metamorphosirten Freund mit sichtlichem Erstaunen.

„Gelt, ich präsentire mich nicht übel?“ sagte dieser wohlgefällig, dabei an den Zimmerschrank gelehnt und einen Fuß nach dem andern abwechselnd emporgehoben, zeitweise Erleichterung suchend, da ihn die ungewohnte

moderne Fußbekleidung mehr als billig preßte und brannte.

„Und was Du an mir siehst, ist Alles verdient und baar bezahlt, nichts auf Puff gemacht“ — wurde nicht ohne Selbstgefühl versichert. — „Ich habe durch volle sechs Wochen in der Hofbibliothek wie ein Roß gearbeitet, einen Wust Manuscript für den Fürsten Lichnowski excerpirt. Es ist nachträglicher Ballast zu seiner österreichischen Geschichte. — „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“ — Ich bin so der literarische Handlanger für den historischen Literaten. Nun, der Herr bezahlt wenigstens gut.“

„Ai!“ ächzte er. — Die Manipulation mit dem Fußwechsel und die Versuche mit den Handschuhen wurden fortgesetzt.

„Und für wen hast Du Dich denn eigentlich so in's Zeug geworfen?“ fragte Günter, der die Antwort voraus wußte.

„Für wen? Ist heute nicht Donnerstag? Musikalischer Theeabend bei der Comtesse? Auch der Herr Hofrath wird sich einfinden. — Endlich hab' ich's bezwungen!“ rief er freudig aus. Die rechte Hand stak wirklich fest in dem Handschuh, der leider auf dem

Handrücken gesprungen und weit aufgeklafft war. Chalybeus betrachtete den Riß mit Wehmuth. — „Pah! Die liebe Comtesse wird mit dem guten Willen vorlieb nehmen," — faßte er sich, gemüthlich lächelnd.

„Ihr zu Liebe hast Du Dich also in einen Stutzer umgewandelt?"

„Was Stutzer! Mein alter Leibrock war längst fadenscheinig. Und wenn man unter Leute kommt! Der Frack ist ja bei Euch Wienern ein sociales Postulat. Aber es wird spät, es dunkelt längst. Gehen wir?"

„Einen Moment!" hielt ihn Günter zurück. „Höre, Du hast ein Geheimniß vor mir."

„Ich, Bruder? Mein Herz liegt vor Niemand so offen wie vor Dir!" betheuerte der wackere Freund.

„Und doch fand ich Dich ein paar Mal allein bei der Comtesse. Ihr wart Beide verlegen, und ich hatte wohl bemerkt, wie man, als ich eintrat, ein Buch bei Seite schob."

„S' ist wahr, ich lese ihr bisweilen vor," gestand Chalybeus zögernd.

„Und ich darf nicht erfahren, worin die Lectüre besteht?" wurde weiter inquirirt.

„Hm! ausdrücklich verboten hat sie's nicht. Nur

Baron Felix ſoll's nicht wiſſen. Wir leſen das Leben Jeſu von Strauß. Ich erkläre ihr die ſchwierigen oder zweifelhaften Stellen. Aber ſie faßt Alles ſo ſchnell auf, macht auch ſo kluge, ſo feine Zwiſchenbemerkungen. S' iſt eine Luſt mit ihr!"

„Das Leben Jeſu! Die Religion! Das iſt's alſo, was ſie beſchäftigt? Mit mir vermeidet ſie das Capitel ſeit Scharfenſtein."

„Gehen wir endlich?" rief Chalybeus ungeduldig, zugleich innerlich zufrieden, weil er ſich den linken Handſchuh zur Noth angepaßt. Nur einige Nähte hatten dabei gekracht.

„Gehen wir alſo?

„Geh' nur voraus, ich komme nach."

Chalybeus betrachtete noch ein Mal aufmerkſam die Handſchuhſpalte. „Unſere Zimmerfrau muß mir das Zeug an der Hand ſelber zuſammen flicken," ſagte er und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„Das Leben Jeſu!" wiederholte Günter nachdenklich. „Ein eigenes Mädchen! Warum verſchwieg ſie mir's?"

* * *

Baron Felix und Justine saßen im Boudoir in traulichen Gesprächen, entre chien et loup. Der Bediente brachte die Lampe.

„Schon so spät!“ rief Justine, mit einem Blick nach der Uhr am Kamin.

„Sie erwarten Ihre jungen Freunde?“

„Es ist vielleicht einer der letzten Abende, den sie mit uns zubringen werden. Günter muß nach unserem Scharfenstein zurück.“

„Und der philologische Riese begleitet ihn?“

„Da sie unzertrennlich von einander sind.“

„Diese gelehrten Landbauern?“ sagte der Baron lächelnd. „Aufrichtig gesagt, liebe Freundin,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich besorge fast, diese braven und tüchtigen jungen Leute sind in Gefahr, ihr Leben zu verzetteln.“

„Carl? Nicht wahr?“ erwiederte sie lebhaft. „Carl Günter?“ verbesserte sie sich und ging so rasch auf die Bemerkung des Freundes ein, als hätte sie längst im Stillen gewünscht, auf den Gegenstand gebracht zu werden. Der junge Günter sei zwar im Dienste ihrer Familie und fülle gewiß seinen Platz aus, doch sei er wohl zu Anderem, zu Besserem berufen —

ſuchte ſie dem Baron auseinander zu ſetzen. Seine eigentliche Sendung ſei die des Gelehrten, vielleicht des Schriftſtellers. An Geiſt und Talent fehle es gewiß nicht. Sie kenne Aufſätze von ihm, die an Gehalt und Form nichts zu wünſchen übrig ließen. Und das Feuer, die Glut —

„Und der Radikalismus!“ ergänzte der Baron, da ſie inne hielt.

„Wie? Sie wiſſen alſo?“ hauchte Juſtine, wie erſchrocken.

„Man muthet uns zu, mit Beihilfe der Polizei allwiſſend zu ſein,“ ſcherzte der geheime Hofrath. „Und etwas iſt daran. — Unlängſt ſind gewiſſe anonyme Artikel über Oeſterreich und ſeine künftige Geſtaltung in einem deutſchen demokratiſchen Blatte erſchienen, welche einiges Aufſehen machten. Hohe Perſonen ſind darin kenntlich genug bezeichnet und nicht ganz ſäuberlich behandelt. — Fürſt Metternich wollte wiſſen, wer der Verfaſſer ſei. Ein gewiſſer Rucicka hat das herausgebracht. Euer Carl Günter hat die allerdings feurigen, aber auch unvorſichtigen Artikel geſchrieben.“

„Mein Gott! Es wird ihm Ungelegenheiten verursachen," rief Juſtine aus, die ſinnigen Augen wie Hilfe ſuchend auf den Freund gerichtet.

„Beruhigen Sie ſich!" erwiderte dieſer. „Wir ſind nicht gar ſo ſchlimm, als uns Ihr Schützling abſchildert. Die Sache liegt übrigens in meinen Händen. Wenn ich Ihnen darüber insgeheim ſpreche — und nur Ihnen — ſo iſt es, weil ich's mit dem jungen Mann gut meine. Sie vermögen etwas über ihn. Verſchweigen Sie dem Verfaſſer, daß er errathen iſt, doch ſuchen Sie ihn von ähnlicher Schriftſtellerei abzuhalten und die Geſchichte ſoll vergeſſen ſein."

„Vergeſſen!" rief die Comteſſe wie ſchmerzlich aus. „Glauben Sie, daß er vergißt, was ihn, was alle Beſſeren hier bedrückt? Gehört nicht mein eigener Vater unter die Unzufriedenen? Wie wollen Sie dem jungen Manne ſein zuletzt patriotiſches Streben übel nehmen? Günter hat geſchrieben, er wird ſchreiben, ja er ſoll ſchreiben! Er kann, er darf das nicht aufgeben. Zuletzt wird er ſein Vaterland aufgeben, an dem er leidet. Ich weiß, daß er Aehnliches im Sinne hat. Längſt wollt' ich Ihnen davon ſprechen. Doch was vermag ich über ihn, ein Mädchen! Nur Sie können helfen,

ein Mann wie Sie, erfahren, mäßig, ohne Vorurtheile! Verſchaffen Sie ihm eine Stellung, in der er wirken kann, eine Wirkſamkeit, die ſeiner würdig iſt, nur ſo iſt er zu retten, nur ſo zu hindern, daß eine trefflich angelegte Natur ſich in Unmuth und Unthätigkeit aufzehre!“

Juſtine hatte ſich warm geſprochen, ihre Wangen glühten, ihre Augen ſprühten. So reizend war das junge Mädchen dem älteren Freunde noch nie erſchienen.

„Ich muß den Mann beneiden,“ — ſagte der Baron nach einer Pauſe, — „für den ſich ein Weſen Ihrer Art ſo lebhaft intereſſirt.“

Die Comteſſe wollte etwas erwidern, doch eben trat Chalybeus in ſeinem neuen Glanze in den Salon. Man ſprach durch einige Zeit von gleichgültigen Dingen. Juſtine ließ auch die Herren für einen Moment allein, um dem Kammerdiener im Nebenſalon einen Auftrag zu ertheilen.

„Unter Anderm, Herr Doctor,“ — ſagte der Baron, — „mein Freund Lichnowski iſt entzückt von Ihren Excerpten, von der genauen und gewiſſenhaften Arbeit.“

„Ja, eine Arbeit war's, Herr Baron, eine wahre gelehrte Frohnarbeit!“ verſetzte Chalybeus in guter Laune. „Und was hab' ich nicht Alles für Bücher und alte

dicke Manuscripte zusammen schleppen müssen! Ein onus multorum camelorum. Und das Alles durchzulesen, aus ganzen Folianten nur ein paar, zur Noth brauchbare halbe Seiten voll auszuziehen, so succus et sanguis! Und zuletzt kam etwa heraus, daß Rudolf von Habsburg nicht am zwölften, sondern am dreizehnten Mai 1273 durch Raperswyl geritten, oder daß Maximilian der Erste in Auffer keine Gemsen, sondern simple Rehböcke geschossen, was er aber in seinen französischen, ein wenig unorthographischen Briefen an die Margarethe von Parma weislich verschwieg. Das waren so meine historischen Ausbeuten! Aber der Herr Fürst bezahlt das und wird wissen, wozu er die wichtigen Daten verwenden kann. Ich meinerseits gäbe keinen rothen Heller darum!"

„Ai!" ächzte er abermals, denn der Stiefel drückte auf's Neue und die flüchtig zusammengenähte Handschuhspalte klaffte noch viel weiter auf als unmittelbar nach dem Riß.

Die Comtesse und Günter traten mit einander in's Boudoir. — Der junge Mann hatte dem Baron gegenüber ein gemischtes Gefühl von Verlegenheit und Aerger. Der Hofrath und Vertraute Metternichs war dem Liberalen geradezu verhaßt; daß ihn der Baron so zuvor-

kommend behandelte, fiel ihm eigentlich unbequem und andererseits konnte er der Humanität, der Bildung wie den mannigfaltigen Kenntnissen des Beamten und Cavaliers seine Achtung nicht versagen. Wir vermuthen, daß das gute Verhältniß zwischen Comtesse Justine und Baron Felix nicht eben beitrug, ihm den Mann beliebter zu machen.

Chalybeus bat wie immer, um so einen „musikalischen Dualismus," wie er die Duo's zu bezeichnen pflegte. Die Comtesse spielte — das genügte ihm. Was sie spielte? Er wußte es nicht. Er hörte und sah nur sie. Darüber vergaß er auch alle seine Fuß- und Handschuhschmerzen.

Man saß später beim Thee und das Gespräch kam unvermerkt, wie von selbst, auf Politik. Justine warf einen ängstlichen Blick auf den Hofrath — sie kannte seine Scheu vor dem heikligen Gegenstand. Diesmal hatte er aber selber beiläufig den Anstoß gegeben, indem er ein Wort von bedeutenden Reformen fallen ließ, welche Oesterreich in Aussicht stünden. — Günter biß schweigend die Lippen zusammen. Chalybeus aber nickte beifällig mit dem Kopf, so gut es die steife Cravatte erlaubte.

„Da kann ich nur gratuliren," sagte er, „wenn Sie ein ordentliches Oesterreich zusammen bringen."

„Jede Zeit hat ihre politischen Nothwendigkeiten," erklärte der Freund des Fürsten Metternich des Weitern. „Auch der deutsche Bund war keine Schöpfung für die Ewigkeit und hätte nach der Meinung seines Stifters schon längst gewisser Verbesserungen bedurft."

„Im Geiste der Karlsbader Beschlüsse vermuthlich," murmelte Günter halb für sich.

Justine ward abermals ängstlich. Der Baron, zu Günter gewendet, fuhr weiter fort, als hätte er das „bei Seite" gar nicht vernommen. „Was vor einem Jahrzehnt taugte, hat sich vielleicht in der Gegenwart überlebt. Man denkt auch daran, das Ausgegoltene in leisen Uebergängen durch das passende Neue zu ergänzen, zu ersetzen, nur muß man nicht verlangen, daß die neue Schöpfung urplötzlich in einem Tage, in einer Stunde sich gestalte. Jede Frucht reife langsam, sie schießt nicht aus dem Boden hervor, wie etwa Minerva aus Jupiters Haupte."

„Eile mit Weile, Herr Baron! Nur langsam voran! das war ja von jeher des Oesterreichers Wahlspruch," sagte Chalybeus, mehr gutmüthig als ironisch.

Carl Günter aber hielt sich nicht länger. „Ich denke, wir haben lange genug geduldig gewartet, Herr Hofrath," fuhr er heraus. „Vor mehr als dreißig Jahren hat man allen deutschen Staaten freie Verfassungen versprochen, und so auch unserem deutschen Oesterreich. Wahrhaftig, die Frucht hätte Zeit gehabt, zu reifen."

Justine saß auf Nadeln.

„Und wie denken Sie sich eine Verfassung für Oesterreich?" fragte der Baron, ruhig wie immer. „Ich setze voraus, daß ich einen Patrioten vor mir habe, einen guten Oesterreicher."

Günter schnellte auf, wie im Innersten getroffen. „Ein Patriot?" rief er — „ein guter Oesterreicher? Was ist das für ein Ding? Einer, der der Dynastie anhängt, vielleicht? — Nun, wir sind ein Volk mit andern Völkern, keines von ihnen denkt an Republik, ein Kaiser oder König mag sie regieren. Aber die Dynastie ist nur der Punkt auf dem J. Wo das rechte J fehlt, was hilft mir der Punkt? Ich bin ein guter Oesterreicher, wenn ich ein Oesterreich will, das sich zusammen faßt, ein Oesterreich, welches, deutschen Ursprungs, seines gebildeten Elements eingedenk, die mit

ihm verbundenen Nationalitäten damit zu befruchten und zu verquicken, sie hinan zu ziehen versteht. Das kann nur im Wege der Freiheit geschehen. Nur so wird aus diesem Völkermischmasch ein staatliches Ganze, ein wirkliches Oesterreich, ein Neugebilde, zu welchem sich keiner seiner Theile, wie wohl bisher, feindlich verhalten, sich vielmehr als gleichen und gleich-freien Mitbewohner des gemeinschaftlichen Hauses fühlen und betrachten wird."

Chalybeus murmelte der warmen jungen Rede stummen Beifall zu, Justine schaute den Redner mit glänzenden Augen an, warf dann einen fragenden Blick auf den Baron, welcher immer nur zu Günter gewendet, diesem gelassen erwiderte:

„Zu dem, was Sie da aussprachen, dürfte es wohl niemals kommen. Sie stellen ein staatliches Ideal auf, benennen es Oesterreich. In der Praxis würde sich dieses Gebilde wohl kaum als haltbar erweisen, Ihr Staatsschiff würde augenblicklich scheitern — und zwar an der Nationalitätenfrage. Kein Ungar und kein Czeche, geschweige ein Italiener, wird sich je dazu bequemen wollen, das zu werden, was Ihnen

vorzuſchweben ſcheint, nämlich ein Deutſch-Oeſterreicher."

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Baron!" rief Günter lebhaft aus — „nicht ich, Sie zertrümmern den Staat, den Sie mit regieren helfen. Wird kein Ganzes daraus, dann folgt die itio in partes. Der Zerfall ſteht vor der Thür."

„Und wohin ſollen wir fallen?" verſetzte der Gegner, der ſich nicht aufregen ließ. „Mailand und Venedig etwa ausgenommen, die ich Ihnen im ſchlimmſten Falle preis gebe, brauchen wir uns Alle gegenſeitig und kein Anderer könnte uns brauchen, keiner würde dem Andern Stücke von uns gönnen; der etwa haſtig Zugreifende riefe ganz Europa gegen ſich in Waffen. — Wir ſind nichts als ein Conglomerat. Zugegeben. Aber Jahrhunderte haben das zuſammengekittet. Wer zerreißt ein Petrefakt? Gerade daß wir ſind, wie wir ſind, das iſt unſer Beſtand, unſere Kraft. Und in dieſem Sinne wird das Wort immer gelten: „Oeſterreich iſt eine Nothwendigkeit."

„Wahrhaftig eine traurige!" platzte Günter heraus — „wenn es ſich fort und fort nur durch Hilfe der Polizei und des Abſolutismus erhalten kann!"

„Wer sagt Ihnen das, mein junger Freund?“ beantwortete der Baron wohlwollend den vermuthlich auch auf den „Hofrath“ gemünzten Ausfall. „Sie wissen, ich bin ein unabhängiger Mann,“ erklärte er dem Gegner, „und diene freiwillig, weil ich mein Vaterland liebe und ihm meine noch ziemlich kräftigen Jahre gern zur Verfügung stelle, vorausgesetzt, daß ich brauchbar bin und etwas zu leisten finde, das der Mühe lohnt. Ich wiederhole Ihnen: unser Reich bedarf einer Auffrischung und so gilt es, die herannahende Krisis vorzubereiten, die ersten Schritte bald und rasch zu thun. Darauf zielen auch alle meine Rathschläge bei höher Stehenden als ich und es ist Aussicht, daß man sie theilweise befolge. Dasjenige, was wir in's Leben rufen wollen, wird freilich bei Weitem nicht an Ihre kühnen Wünsche hinan reichen, aber der Anfang weist den Weg zum Ziel.“ Der Baron hielt ein wenig inne.

„Der Anfang ist die Hälfte des Ganzen,“ übersetzte Chalybeus den bekannten griechischen Spruch.

Der Baron ergriff wieder das Wort. „Ich weiß durch unsere Freundin,“ sagte er, zu Günter gewendet, „daß Sie eine gute Feder führen. Wollen Sie Ihre Talente für eine gute Sache verwenden?“

„Im Dienſte der Regierung?“ fragte Günter aufblickend.

„Nein. Im Dienſte der Wahrheit. Wenn Sie wirklich ein Oeſterreich wollen, und nicht ſeinen Zerfall, ſo müſſen Sie auch wünſchen, es mit geſtalten zu helfen. Die Preſſe iſt eines der Mittel dazu und Sie haben Beruf zum Journaliſten. Wollen Sie das Nähere erfahren, ſo beſuchen Sie mich gelegentlich in meinem Bureau.“

Vor ſeinem Publikum ſoll man keine Geheimniſſe haben und ſo ſagen wir's denn gleich heraus, was der Baron und Hofrath im Sinne hatte, der in ſeiner Art kaum minder Idealiſt war als unſer Carl Günter.

Der Vertraute des Fürſten Metternich war ſeit Jahren mit Fragen höherer Politik beſchäftigt und in manche Geheimniſſe der europäiſchen Kabinete eingeweiht. Sendungen nach Paris, London, Petersburg machten ihn auch mit den dortigen diplomatiſchen Perſönlichkeiten bekannt; ſo kam er in ein ziemlich nahes Verhältniß mit Thiers und Guizot. Die Blicke des Hofraths wie des Staatskanzlers waren vorzugsweiſe nach Frankreich gerichtet. Die Ruhe und Ordnung dort erhalten und geſichert und Europa bleibt ruhig, hieß es. Doch gab

es in Paris stets neue Störungen, heftige Parteikämpfe, zeitweise Aufstände. Gegen die Bourgeoisie, die sich zufrieden zeigte, drängte der vierte Stand, das Proletariat. „La majorité satisfaite et le pays mécontent, rien de plus dangereux," äußerte sich zu Baron Felix ein geistreicher und einflußreicher pariser Journalist. Ging es aber in der Seine-Stadt einmal ernsthaft los, rien de plus dangereux! Die Folgen für das übrige Europa ließen sich dann kaum berechnen. Die wachsende Gährung in Deutschland war nicht wegzuleugnen. Und Oesterreich! So wenig der Hofrath, wie auch die Regierung, auf das Treiben und Drängen der niederösterreichischen Stände geben mochten, so war's doch immer ein Anzeichen. Ein Funken kann zünden und Oesterreich hat so viele Feinde. Und das Wort paßt nicht immer: „Viel Feind', viel Ehr'!" — Der Orient wird unheimlich und Rußland lauert.

Fürst Metternich war klug, fein und liebenswürdig, doch nicht immer leicht zu behandeln. Man hatte häufig Mühe, im Verkehr mit ihm das Wort zu bekommen, schon weil er selber gerne sprach und gut obendrein; da er aber seit Jahren auch ziemlich harthörig war, was er mit Geschick zu verbergen wußte, so führte

er die Unterhaltung lieber allein und ließ den Andern zuhören, oder ihn höchstens in das Gespräch ein Wort hinein werfen, welches der Fürst auffaßte oder errieth und es zugleich zu einer unendlichen Gegenrede benützte. Was aber der Fürst am wenigsten hören mochte, waren Ideen, die von einem Andern kamen als von ihm selbst. Da war er vollkommen taub. Baron Felix wußte das und zögerte lange, mit einem Plan hervor zu rücken, den er längst im Stillen genährt hatte. Seit Jahren wurde gemunkelt, daß der König von Preußen im Schilde führe, seine Stände zusammen zu berufen, um mit ihnen ein Ding zu berathen, das etwa einer Verfassung gliche. Auf eine Constitution für Oesterreich anzutragen, dazu hatte nun der Hofrath wohl nicht den Muth, auch wär's jedenfalls ein Wasserschlag gewesen. Dagegen schlug er vor: ständische Ausschüsse aus allen Provinzen in Wien zu versammeln, ihnen das Budget, bereits ausgearbeitete Finanzprojekte, auch sonst verschiedenes Reformatorische vorzulegen, wie auch ihren Rath über etwaige Umänderung und Verbesserung der landständischen Verfassungen einzuholen. Ungarn blieb natürlich ausgenommen. Der Baron in seinem Idealismus wähnte, daß auf diesem Wege einer künftigen Um-

gestaltung der Monarchie, auch einer freieren Bewegung in Presse und sonst vorgearbeitet werden könnte, zugleich werde dadurch der allgemeinen und von Tag zu Tag anwachsenden Unzufriedenheit ein mächtiger Damm vorgeschoben. Es war im Grunde, was man halbe Maßregeln nennt, doch der Fürst ging darauf ein. In unzähligen geheimen Unterredungen mit Baron Felix besprach er die Sache in seiner Weise nach allen Seiten und war schließlich der festen Ueberzeugung, der Gedanke sei ursprünglich von ihm ausgegangen. Der Baron widersprach dem nicht und meinte seine Sache nun um so mehr gewonnen. Doch weit davon! Der Staatskanzler machte tausend Schwierigkeiten. Das Projekt verlange reichliche Ueberlegung, müsse vor der Hand völlig geheim bleiben, schon des ängstlichen Erzherzogs Ludwig wegen, den der Fürst selber vorbereiten und Se. Kaiserliche Hoheit erst dann, wenn es an der Zeit sei, völlig in die Sache einweihen wolle. So schleppte sich's von Monat zu Monat. Der Baron wurde zuletzt ungeduldig und sann auf einen Staatsstreich. Eine Pression auf den ewig zögernden und schwatzenden Fürsten mußte ausgeübt werden. So kam er auf den Gedanken, das Geheimniß zu veröffentlichen, seine Ideen

in fortlaufenden Artikeln in deutſchen Blättern dem Publikum mitzutheilen. Unſerm Günter dachte er die Brouillons einzuhändigen, welche dieſer ſtyliſtiſch zu bearbeiten hätte. Der Hofrath wußte wohl, daß ihn ein ſo kühner Schritt um ſeine Stellung bringen könne, allein daraus machte er ſich wenig.

Die jungen Leute hatten ſich empfohlen. Der Baron, mit Juſtinen allein geblieben, griff nach ſeinem Hut und ſagte: „Nun, Liebſte, ſind Sie mit mir zufrieden? Sie ſehen, ich mein' es mit Ihrem jungen Freunde auf's Beſte. Noch iſt's kein guter Oeſterreicher, aber ich hoffe, wir werden ihn dazu ſtempeln."

Zwölftes Capitel.

Der Abſchied.

Trau Deiner Schweſter, aber nicht zu viel.
Sprichwörtlich.

„Mama," sagte die Fürstin eines Morgens beim zweiten Frühstück, nachdem der lärmende kleine Jagello entfernt worden — „Mama, nun ist's hohe Zeit!"

„Zeit? Wofür, liebes Kind?" fragte Gräfin Helene, wie verwundert.

„Daß wir Ernst machen mit der Justine und dem Baron. Ich wiederhol' es Dir: entweder sie heirathet ihn oder sie wächst sich zur alten Jungfer aus."

„Du erschreckst mich! Woraus schließest Du?"

„Weil das kostbare Dämchen verliebt ist."

„In den Hofrath?"

„Beileibe. Der ist nur ihr Vertrauter, ohne daß er selber recht weiß, wozu er sich hergiebt. Sie benützt ihn zu Gunsten desjenigen, für den sie insgeheim schmachtet."

„Meine Juſtine?“ ſagte die Gräfin, wie ungläubig. „Eine geheime Liebſchaft? das ſieht ihr nicht ähnlich.“

„Sieht's mir ähnlich?“ fragte Arabella übermüthig. „Und doch war ich in den Menſchen vernarrt. Ihr hattet nur nichts bemerkt.“

„Was für ein Menſch?“

„Der nämliche, der's der Schweſter angethan, wie ſie ihm. Und mich hat er über das zimperliche Ding völlig vergeſſen. Das verzeih' ich ihm nie! Denn ich wäre doch, denk' ich, eines Erinnerns werth. Und nun geht er auf ſie über, ſie auf ihn! Es ſcheint, er iſt unſer Familien-Erbübel.“

„Was für ein er? Du machſt mich nervös, mein Herz,“ ſagte die Mama und fühlte nach der Seite. „Ich weiß nicht, von wem Du ſprichſt.“

„Von wem ſonſt als von Charles Günter?“

„Unſer Verwalter!“ rief die Gräfin mehr erſtaunt als erſchrocken aus. „Der's mit der hübſchen Jüdin hatte? Und der ſollte? — Sie ſollte? Nein, das iſt unmöglich, mein Kind!“ ſchloß ſie mit Ueberzeugung.

„Unmöglich, daß ſie ihn heirathet? Das verſteht ſich von ſelbſt. Aber gegen den Tod und gegen die

Liebe ist nun einmal kein Kraut gewachsen. — Und Ihr selbst tragt die Schuld, liebe Eltern. Warum habt Ihr das kranke unentwickelte Wesen einen Sommer über und länger mit den jungen Leuten auf dem Lande turnen und reiten lassen! Da wird man freilich gesund — aber das Verliebtsein ist eine neue und bisweilen unheilbare Krankheit."

„Ein paar Ex-Studenten! Die sind ja sans consequence," meinte die Gräfin. „Und er ist nicht von Geburt, ist in unsern Diensten! Und das Mädchen sollte? Nein, das ist unmöglich, unmöglich!"

„Möglich oder nicht! Laß Dich nur nichts merken, Mama. Die Stine hat ihren Kopf und wo sie Widerstand gewahrt, da setzt sie ihn auf — noch *fester* auf. Aber laß mich nur machen. Wir thun nichts dergleichen. Ist der Mensch erst in Steiermark, gehen wir mit ihr nach Deinem Meidling. Einem zweiten Sommer mit ihm wäre sie durchaus nicht gewachsen. Und binnen Jahr und Tag muß sie verheirathet sein! Den Baron nehm' ich auf mich. Ich weiß, wie ich ihn packe."

Im Frühjahr finden die Praterfahrten des Vormittags statt. Gegen zwei Uhr trat die Fürstin en mitoilette in das Boudoir ihrer Schwester, um sie abzu-

holen. Sie fand Juſtinen noch im Morgen-Negligé. Die Tante hielt ihren kleinen Neffen auf dem Schoß, dem ſie kolorirte Bilder wies und ihm erklärte: „Ein Haus, eine Maus — ein Soldat, ein Kroat.“

„Du nimmſt Dich meines wilden Burſchen an, das iſt hübſch von Dir,“ — ſagte die Fürſtin und ſetzte ſich zur Schweſter. „Aber laß jetzt das Kind. Wo iſt die Bonne?“ Sie wollte klingeln.

„Ich habe ihr erlaubt, ein paar Gänge oder Beſuche zu machen,“ — hielt ſie Juſtine ab — „ſo behalt ich den Knaben bei mir bis zu ihrer Rückkehr.“

„Der Flaps muß ſich immer auf der Straße herum treiben!“ ſagte die Fürſtin ärgerlich. „Es hilft nichts, wir müſſen ſie aus dem Hauſe jagen. — Du willſt alſo die Praterfahrt nicht mitmachen?“

„Heute nicht. Entſchuldige mich bei der Mama.“

Der Knabe, auf dem Schoß der Tante, war inzwiſchen eingeſchlummert.

„Er genirt Dich, uns beide,“ ſagte die Mutter. „Wir legen ihn dort auf's Canapee.“

„Bitte, bis er feſter ſchläft. Er liegt ſo bequem.“ Das Mädchen bemühte ſich, unbeweglich zu bleiben, um den kleinen Schläfer ja nicht zu ſtören.

„Du liebst die Kinder? Wenn Du erst ein eigenes hättest!“ meinte die Fürstin.

„Was sind das für Einfälle!“ sagte Justine erröthend und wiegte den Kleinen sanft.

Die Fürstin betrachtete die Schwester aufmerksam. „Wie Dich das kleidet! Du siehst auch prächtig aus, hast so frische Farben. Die Luft in Steiermark hat Dir angeschlagen.“

„Ich kann auch den Mai kaum erwarten! Der Vater will mich wieder zu Frau Rüdiger bringen.“

„Vielleicht folgen wir Dir Alle — falls sich die Mama bereden läßt,“ wurde einschränkend beigefügt. — „Auch Baron Felix zeigt nicht übel Lust, unsere Herrschaft und unser Schloß kennen zu lernen. Er hofft, Urlaub zu bekommen, für ein paar Wochen wenigstens.“

„Das wäre schön,“ sagte Justine und wehrte dem schlummernden Kinde die Fliegen ab.

„Ein merkwürdiger Mann, dieser Felix!“ warf die Fürstin hin.

„Ein ausgezeichneter Mann! Sein Wissen, seine großen Kenntnisse —“

„Ich meine nicht das,“ unterbrach sie die Fürstin. „Aber daß er so einsam bleibt, in seinen Jahren. Zwar

eigentlich ſpricht das für ihn. Treue bis in das Grab iſt bei einem Manne eine Rarität. — Hat er Dir nie von ſeiner Braut geſprochen?“

„Ein einziges Mal. Und die Thränen kamen ihm dabei in die Augen. Es war gewiß ein vorzügliches Weſen.“

„Möglich. Vermuthlich ſogar. — Weißt Du, was ihn zuerſt an Dir angezogen?“

Juſtine blickte auf, wie erwartend.

„Er fand in Deinen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeiner — Marie, oder wie das Mädchen hieß. Du haſt auch, bemerkte er mir, ihren ſanften, dabei doch entſchiedenen Charakter.“

„Es freut mich, wenn ein Mann, wie der Baron, Gutes an mir findet,“ erwiderte Juſtine völlig unbefangen.“

Der Kammerdiener zeigte ſich an der Thür. Die Fürſtin ſtand auf. „François mahnt. Ich darf die Mama nicht warten laſſen. Adieu alſo!“ Damit neigte ſie ſich zur Schweſter und küßte ſie auf die Stirn. Im Weggehen hielt ſie inne. „Eins noch, liebes Kind,“ ſagte ſie. „Der Baron nimmt Antheil an Dir — mit dem Herzen, mein' ich — das läßt ſich nicht wegläugnen. Bleibt Dein Herz kalt dabei, ſo ſcheint mir's gerathen,

eine Bekanntschaft, die zu nichts führen würde, bei Zeiten abzubrechen. Denke darüber nach, prüfe Dein Inneres. Du bist des würdigen Mannes werth und Dein Besitz würde ihn glücklich machen. Das ist meine Meinung über Euch Beide — doch meine liebe Schwester hat zu entscheiden, nicht ich."

Justine sah der davon Eilenden bestürzt, ja erschrocken nach. — „„Er liebt mich?" sprach sie zu sich selbst. „Darf man denn keinen Freund haben?"

Sie senkte das zarte Haupt, berührte mit leisen Lippen den Mund des süß schlummernden Kindes und saß lange in Gedanken verloren.

Im April näherten sich die Feste der haute volée ihrem Ende. Ein großer Ball beim französischen Botschafter machte den Schluß. Fürstin Arabella Sulkowska prangte da im vollsten Glanze ihrer Jugend und Schönheit und ihrer Brillanten. Auch die Toilette, eben so reich als geschmackvoll, war für die Blondine passend in dunkeln Farben gewählt. Die brunette Schwester ihr zur Seite stand aber durchaus nicht im Schatten. Das Ballkleid von weißem Atlas, der Korallenschmuck und der Veilchenkranz auf dem glänzend dunkelbraunen Haupthaar eigneten sich für das zarte junge Mädchen, welches

bald nach seinem Eintritt in die Säle von den jungen Cavalieren umdrängt wurde. Um die Fürstin aber hatte sich ein Kreis von höheren Diplomaten, Generälen und andern Würdenträgern gebildet. Die Dame kümmerte sich wenig um die kleinen Attachés, Lieutenants und übrigen jungen Leute. Als Gemahlin eines Polen fühlte sie sich noch immer, trotz der verunglückten Revolution, in einer Art von politischer Stellung.

Graf St. Aulaire, der liebenswürdige Hausherr, eröffnete den Ball mit der Fürstin; sie hatten in der Quadrille Justinen mit Baron Felix zum vis-à-vis. Als es später zum Walzer und zur Polka kam, zog sich Arabella für einige Zeit zu den ältern Damen zurück, streifte später am Arme des russischen Botschafters durch die Reihe der Säle. Das Paar begrüßte sich im Vorübergehen mit Diesem und Jenem, oder hielt bisweilen ein wenig inne, um die paar Worte de rigueur mit Bekannten und halb Bekannten zu wechseln. Da erklang die Einladung zum Cotillon.

„Pardon, Excellence!“ sagte die Fürstin, ließ von dem Arme ihres Begleiters, eilte nach dem Tanzsalon, die Blicke hin- und hersendend, während die Tanzpaare sich langsam zusammen fanden. Die Dame schien nicht

zu finden, was sie suchte. — Da trat die Schwester am Arme eines schmucken Husarenrittmeisters in die Reihen ein. Der junge Mann war zugleich Vortänzer und suchte Ordnung zu machen.

Die Fürstin schien etwas „desappointirt." (Wir wissen kein deutsches Wort dafür). Ihre Blicke suchten abermals und wendeten sich zuletzt nach einem kleinen, nur matt erleuchteten Nebengemach, in welches man unmittelbar aus dem Tanzsaale gelangte. Ein einziger Herr saß darin an einem Tischchen, blätterte in den Albums und blickte dazwischen nach dem bunten Durcheinander da draußen. Der Herr war Baron Felix. Die Fürstin trat langsam auf ihn zu.

„Bon soir, cher baron!" Sie setzte sich ihm zur Seite. „Der Walzer ist vorüber wie die Polka," sagte sie. „Wollen Sie auch den Cotillon versäumen?"

„Ich mache zur Noth eine Quadrille mit," — erwiderte der Baron. „Die jungen Tänze passen mir nicht mehr."

„Weil Sie ein wenig über die Dreißig sind?" entgegnete Arabella achselzuckend. „Sie sind noch jung und frisch. Weit jünger, als unsere jeunesse dorée. — Den

Einen dort etwa ausgenommen" — bemerkte sie, nach dem Tanzsaal gewendet.

„Sie meinen den Grafen Arthur?" fragte der Baron, ihrem Blicke folgend.

„Den wunderhübschen Husaren, allerdings, der mit meiner Schwester den Reigen anführt. Sie hatte sich übrigens Besseres gehofft."

„Besseres?"

„Soll ich's verrathen? Ich weiß, was man erwartet hatte. Die Aufforderung eines gewissen morosen Freundes, der die lebhafteren Tänze etwas frühzeitig abgeschworen."

„Ich?" fuhr Baron Felix auf. „Ich sollte der Partner der jungen Comtesse sein?"

„Beim Cotillon. Warum nicht? Das ist ein Tanz, der mehr zur Conversation eignet. Und was läßt sich mit einem Husaren viel discuriren? — Sie blickt auf uns herüber. Sehen Sie nur! Sie scheint verlegen."

„Weil sie gewahrt, daß wir von ihr sprechen."

„Ein anderes Thema also! — Bekommen Sie Urlaub für den Sommer?"

„Nicht auf eine Woche, nicht auf drei, auf zwei Tage!" wurde etwas verdrießlich erwidert. „Es liegen

Organisationsarbeiten vor, die leider meine Gegenwart hier schlechterdings erfordern."

„Jammerschade! Denn wenn wir unsere Zelte in Scharfenstein aufschlagen sollten, — zwar die Schwester gewiß!"

„Justine! So?"

„Aber dürfen wir sie allein in die Einsamkeit senden? Oder sollen wir sie Monate lang entbehren? Ein halbes Jahr vielleicht?"

„Wie? Ein ganzes halbes Jahr?

„Was sonst? Wie in der letzten Saison. Es ist ihr freilich nicht übel bekommen. — Scharfenstein taugt Ihnen also nicht? Ein Landaufenthalt überhaupt nicht?"

„Die fatale Staatskanzlei! Ich darf mich nicht von Wien entfernen. Doch hab' ich mir ein pied-à-terre in Hietzing vorbehalten. Früh Morgens herein, spät Abends zurück. Man schnappt ein bischen Luft, das ist Alles!"

„Nun, das trifft sich ja gut! Vielleicht werden wir Sommernachbarn."

„Wie denn das? Sie in Scharfenstein und ich" —

„Wir vermuthlich in Meidling auf der Villa, Sie in Hietzing. Das ist doch nahe genug? — Das Pro-

ject mit Steiermark ſchwankt noch. Die Mama kann die ſcharfe Luft dort nicht vertragen."

„Aber Juſtine?"

„Sie iſt jetzt friſch und geſund und wo wir's aushalten können, die ganze Familie, da ſeh' ich zuletzt nicht ein —"

„Sie wird uns alſo nicht verlaſſen?" fragte der Baron raſch. „Die Familie, mein' ich," ſetzte er hinzu.

„Sie" — betonte die Fürſtin — „wird weder uns, noch unſere Freunde verlaſſen — am wenigſten den, der uns am meiſten theuer iſt," ſagte ſie verbindlich und erhob ſich von ihrem Sitz wie auch der Baron. — „Der Cotillon iſt zu Ende. Wollen Sie die Schweſter nicht aufſuchen, ſich bei ihr entſchuldigen?"

„Sie dachte wirklich, daß ich ſie auffordern würde?" fragte der Baron lebhaft.

„Wer denn ſonſt? Der Huſar war nur ein pisaller. Aber ſollte ſie ſitzen bleiben?"

„Wenn das iſt —"

Der Baron wollte augenblicklich in den Saal treten, beſann ſich aber und wendete ſich nach der Fürſtin zurück, um ihr mit einem halb verlegenen „pardon, princesse!" den Arm zu reichen.

„Wenn Sie mich über die Schwester ein wenig vernachläſſigen, ſo will ich's Ihnen nicht nachtragen," — ſagte die Dame mit einem wohlwollenden Lächeln.

Beim Fortgehen trat ihnen Fürſt Metternich entgegen und mit dem Lorgnon hart auf Baron Felix zu. „C'est vous, que je cherche, mon ami!" ſagte er, und die Fürſtin gewahrend, ſetzte er mit Artigkeit hinzu: „Mais je vous dérange, chère princesse!"

„Pas du tout, Monseigneur! Nous ne nous sommes unis que pour nous séparer. Vous voyez bien!" Damit entzog ſie dem Baron den Arm.

„Rien donc qu'une douzaine de mots à lui dire, si vous permettez!"

„C'est à vous de commander, Altesse!" — Sie verneigte ſich tief vor dem Fürſten und flüſterte dem Baron im Abgehen zu: „Pauvre ami! Vous voilà captif. Je vous excuserai auprès d'elle!"

Der Staatskanzler zog den Baron in eine Ecke des kleinen Gemachs. „Une chose de la plus haute importance, mein lieber Hofrath" — ſagte er laut und glaubte zu flüſtern. So hielt er den Mann über eine Glockenſtunde feſt. Der Baron hörte nur mit halbem Ohr und als er endlich befreit war, beeilte er ſich, die

Comteſſe aufzuſuchen. Doch er fand nur die Fürſtin. Juſtine war mit der Mama bereits nach Hauſe gefahren. Die nervöſe Dame hatte die Hitze nnd den Blumenduft und Dunſt in den überfüllten Salons nicht länger aushalten können.

Fürſt Metternich und Graf St. Aulaire hielten ſpäter eine anfangs vertrauliche Converſation. Andere Diplomaten traten hinzu. Der Fürſt unterhielt ſich mit ihnen Allen bis vier Uhr Morgens, ſagte zuletzt beim allgemeinen Aufbruch den noch vorhandenen Damen eine Fülle von Artigkeiten und entwickelte überhaupt eine eben ſo erſtaunliche Ausdauer als blühende Redſeligkeit.

Ein ſtiller Abend in Juſtinens Boudoir kam nicht mehr zu Stande. Baron Felix war überbeſchäftigt, hatte keine freie Stunde; die jungen Leute ohne ihn zu empfangen, ſchien der Comteſſe nicht paſſend. Doch mußte es endlich zum Abſchied kommen. Günter und Chalybeus empfahlen ſich dem geſammten gräflichen Hauſe. Gräfin Helene benahm ſich überaus gnädig gegen beide, der Oberſt und der Dragoner gaben ſich einfach und herzlich wie immer, der diplomatiſche Graf Lothar war wenigſtens artig mit dem liberalen oder radikalen Paar, ſo widerhaarig es ihm auch längſt erſchienen ſein mochte.

Graf Guido war abwesend wie immer. Im Circus war heute Gala-Vorstellung und später Souper bei Lauretta, mit den Spitzen der Kunstreitergesellschaft.

Zuletzt blieben nur die beiden Schwestern und die beiden Freunde im Salon zurück. Die Fürstin hatte sich, besonders gegen Günter, ausnehmend freundlich erwiesen. Zu Chalybeus sagte sie: „Auch ich will in Scharfenstein Turnstunden nehmen. Sie sollen ja ein ausgezeichneter Lehrer und Meister sein."

Chalybeus verneigte sich stumm. Er war überhaupt heute von wenig Worten. Der Abschied von der Comtesse lag ihm zu schwer auf der Brust. — Auch Justine sprach wenig. Nur Arabella erhielt die Conversation aufrecht.

„Erinnern Sie sich noch" — wendete sie sich zu Günter — „welche artigen Sachen Sie mir vor Jahren vorgelesen? Ich war ein junges flüchtiges Ding, konnte nicht Alles auffassen. — Sie haben doch die Poesie nicht aufgegeben?"

„Die Poesie mich, liebe Fürstin!" erwiderte ihr Carl Günter.

„Freilich, Sie sind jetzt Landwirth. Da ist viel Prosa bei. — Ihr habt ja auf dem Lande auch Comödie gespielt?"

„Ein einziges Mal.“

„Das muß wieder! Schreiben Sie uns etwas. Oder wir ſpielen ein franzöſiſches proverbe von Muſſet oder Feuillet. Das ſind reizende Bagatellen. Und Sie helfen uns einſtudiren, machen den Regiſſeur, nicht wahr? Ich brenne vor Begierde, auf einem Podium zu ſtehen. Nur mit dem Auswendiglernen müſſen Sie mich nicht allzu ſehr plagen. Eine kleine Rolle! aber dankbar. Und nur nichts Sentimentales! Dafür iſt meine Schweſter. Luſtig oder heroiſch! Das iſt mein Fach. — Doch nun Adieu! Es wird ſpät und ich habe drei Bälle auszuſchlafen.“

„Kurz ſei der Abſchied für die lange Freundſchaft!“ citirte ſie mit Emphaſe, Carl Günter die Hand reichend.

„Sie hören, ich declamire erträglich. — Ihr zieht morgen ab? Glück auf die Reiſe alſo! Gute Nacht — und au revoir!“

Als die drei allein waren, entſtand zuerſt eine Pauſe. Chalybeus unterbrach die ängſtliche Stille.

„Comteſſe,“ — ſagte er, und weiter fehlte ihm das Wort. Die hellen Thränen floſſen dem Rieſen über die Augen. Er ſchämte ſich, ſie abzutrocknen.

„Lieber, lieber Chalybeus!“ ſagte Juſtine bewegt,

ihm die Hand reichend. „Mein wackerer, mein ehrlicher Freund!“

„Auf Tod und Leben!“ rief der Recke aus.

„Wer spricht von Tod? Wir sehen uns ja wieder. Und bald — recht bald!“

„Wir wollens hoffen!“ erwiderte Chalybeus gefaßt. „Im wunderschönen Monat Mai!“

„Wenn Ihr Euch noch etwas zu sagen habt“ — fügte er halblaut hinzu, küßte Justinens beide Händchen und schlich zur Thür hinaus.

„Ein trefflicher Mensch! Eine goldene Seele!“ sagte Justine nach einer kleinen Pause.

„Er ist Alles, was ich habe — außer mir selbst,“ erklärte sich Günter über seinen Freund.

Neue Pause.

„Sie haben den Baron nicht im Bureau besucht?“ fragte sie endlich und setzte sich.

„Wozu? Der Herr Hofrath und ich taugen nicht für einander.“

„Wenn Sie einen Jeden zurückstoßen, der es gut mit Ihnen meint —“

Günter trat näher. — „Geh' ich Ihnen aus dem Wege, Justine? Oder Sie mir?“ sagte er sanft, ohne Vorwurf.

„Ich Ihnen? Wie so?“

„Sie lasen ein bedeutendes Buch mit meinem Freunde. Mir hatten Sie das verschwiegen, mir nie darüber gesprochen. Bin ich einer Mittheilung nicht werth? Durfte nur er die stillen Gedanken erfahren, die Sie innerlichst beschäftigen? Nicht ich? Ich nicht?“

„Es ist ein Mißverständniß!“ sagte Justine lebhaft und rasch. „Setzen Sie sich. Ich will es Ihnen erklären, Alles erklären.“

Günter rückte einen Sessel zur Causeuse, in welcher die Comtesse saß und nahm stillschweigend Platz.

„Sie erinnern sich unseres Gespräches in Scharfenstein?“ hub Justine an. „Es verfolgte mich die ganze Zeit her. Ein Mensch, der mir näher steht — und ein Gotteslängner! Ich konnte den Gedanken nicht los bekommen. — Und doch war ein Etwas in Ihren warmen Worten, das auch eine Saite in meinem Innern berührte, wenn ich gleich Ihre Hauptargumente ablehnen mußte, ohne sie widerlegen zu können. Aber wer ist im Recht? Er oder ich? hört' ich nicht auf, mich zu fragen.“

„Und mich fragten Sie nicht,“ unterbrach sie Günter.

„Sie wollten mir meinen Gott nehmen. Konnt

ich mich an Sie wenden? Ich suchte nach Waffen zur Vertheidigung meiner Sache. So kam ich darauf, mich bei Büchern Raths zu erholen. Zuerst bei dem Buche der Bücher?"

„Sie lasen die Bibel?"

„Auch die Lessing'schen Fragmente und Schleiermacher und Vieles noch, und ward nur immer verwirrter."

„Armes Kind!"

„Ich sprach zuletzt mit Chalybeus über den Gegenstand und fand eine Art Deisten an ihm. Er war's auch, der mir das „Leben Jesu" anrieth."

„Und das verwirrte Sie noch mehr?"

„Nein. Im Gegentheil. Der klare kritische, auch historische Geist klärte mich über Manches auf, worüber ich bisher im Dunkel schwebte. Meinen Glauben hielt ich zwar fest, doch mancher Aberglaube schwand. — Es giebt keine Ereignisse, keine Erscheinungen außer oder über der Natur, mußt' ich mir zuletzt sagen, auch erinnerte ich mich des Wortes: „Geheimnisse sind keine Wunder." — Daß die Welt ist, daß wir sind, ist das größte, das einzige Wunder und die Naturgesetze sind unwandelbar. — Sie hören, wir nähern uns einander."

„Vortrefflich! — Aber die Offenbarung! Ihr Gottessohn?“

„Ist Jesus wirklich nur der reinste Mensch —“ wollte die schöne Grüblerin weiter documentiren.

Günter ließ sie nicht ausreden. „Das ist er!“ rief er lebhaft aus. „Und wollten doch die übrigen Menschen sich ihn wirklich zum Vorbild nehmen, sich zu reinen Menschheit erheben, nach seiner Lehre, seinem Beispiel! Die Menschengleichheit ist der große Inhalt seines Evangeliums und das schöne Wort: „Liebet Euch!“ sein holdestes Vermächtniß.“

Die Comtesse schien das zu überhören. — „Folgt aus alledem, daß es keinen Gott giebt?“ fragte sie. „Auch mein Autor ist gläubig.“

„Der protestantische Geistliche ist noch nicht völlig aus der Schale der Dogmatik herausgekrochen,“ meinte Günter. „Auch bleibt dem trefflichen Manne sein letztes Wort noch auszusprechen. — Wir Beide nähern uns also?“

„Nur einen Schritt. Eine Kluft zwischen uns, ein Abgrund! Ihr Atheismus hält uns noch weit auseinander.“

„Wollen wir Gott mit einander suchen?“ forderte er das liebe Mädchen auf.

Juſtine erhob ſich von ihrem Sitze, wie auch Günter. „Genug über den Gegenſtand!“ ſagte ſie. „Anſichten und Glaubensunterſchiede ſollen die Freunde nicht mehr auseinander bringen. Und damit ſei's abgethan!“ — Sie reichte ihm freundlich die Hand.

„Der Ketzer hat alſo ſeine Abſolution?“ fragte Günter in munterer Weiſe.

„Was will man thun? Nicht jeder Saulus wird zum Paulus!“ erwiderte die Comteſſe in ähnlichem Ton. „Doch es wird ſpät. Hohe Zeit, daß wir ſcheiden. Wenn die Schweſter wüßte, daß wir uns bis nahe an Mitternacht in religiöſe Subtilitäten verirren!“ bemerkte ſie, halb ſcherzend. — „Auf Wiederſehen alſo, über ein Kurzes!“

„Sind Sie davon überzeugt?“ fragte Günter wie zweifelnd. „Werden wir uns in Steiermark wirklich zuſammen finden?“

„Nicht ſo ungeſtört, wie das erſte Mal. Mama und Schweſter werden von der Geſellſchaft ſein.“

„Aufrichtig, liebe Juſtine! Ich traue Ihrer Schweſter nicht. Sie iſt falſch.“

„Eigentlich nicht. Nur gar zu poſitiv. Sie duldet kein zweifelhaftes Verhältniß, iſt die Feindin aller „dun-

keln Gefühle", wie sie's nennt. Eins noch, mein Freund! Der Baron kam Ihnen so wohlwollend entgegen. Sie wollen seine Freundlichkeit nicht erwidern?"

Günters Stirne runzelte sich. „Wozu soll das führen?" sagte er.

„Vielleicht zu etwas Gutem! Baron Felix kann Ihnen in Manchem an die Hand gehen. Auch ich lerne von dem älteren und erfahrenen Manne. Ich halte ihn werth. Er kommt mir — gleich nach Ihnen. Darum ist es mir nicht lieb, daß Sie ihn vermeiden."

„Ist es Ihr Wunsch, so such' ich ihn auf, stelle mich ihm zu Diensten!" versetzte Günter, nicht ohne Leidenschaft.

Die Comtesse besann sich ein wenig. — „Nein, mein Freund!" sagte sie dann mit Entschiedenheit. „Alles überlegt — Sie sollen meinetwegen nichts thun, noch lassen, was Ihren Ansichten, Ihrer Ueberzeugung, wohl Ihrem ganzen Wesen zuwider wäre. Nur will ich nicht, daß Sie sich schaden, sich, wer weiß, Ihre Zukunft verderben. Es wäre daher vielleicht gerathen, gewisse Artikel, so schön, so wahr sie auch sein mögen, nicht weiter fortzusetzen, weil —"

„Der Rest ist längst vernichtet!" unterbrach Günter die liebenswürdige Warnerin.

„Schade darum!“ meinte Justine. „Warum haben Sie die Manuscripte nicht aufbewahrt? Es kann eine Zeit kommen, wo man sie wieder hervorsuchen, sie benutzen kann.“

„Wenn die neue Zeit kommt, braucht man meine alten Artikel nicht mehr!“ unterbrach sie der Freund abermals. „Was ich aber jemals Neues schreibe, will ich erst Ihrer Censur unterwerfen. — Vermag ich etwas? Bin ich etwas? Ich weiß nicht. Wird nichts Allzugewöhnliches aus mir, leiste und schaffe ich, was gelobt wird und gefällt, so ist's, weil ich mich zusammen nehmen will, all' meinen Muth, alle meine Kraft, um Ihrer, der lieben Freundin, werth zu sein!“

Damit ergriff er Justinens Hand, die er küßte, (doch ganz anders als Chalybeus) und sie dann an sein Herz drückte.

Die Comtesse wurde blutroth, zog ihre Hand langsam von der pochenden Brust des feurigen jungen Mannes zurück. — „Bitte!“ hauchte sie leise. „Wir müssen uns trennen.“

Günter langte hastig nach seinem Hut, stürmte fort. An der Ausgangsthür hielt er inne, wandte sich noch ein Mal dem verehrten Wesen zu. Ein kaum be-

merkbares Kopfnicken, ein halb ängſtlicher, aber doch ſeelenvoller Blick gaben ihm das Geleite.

Juſtine ſtand eine Weile ſinnend. „Wie meinte die Schweſter?“ ſprach ſie halblaut zu ſich ſelbſt. „Man will mich verheirathen? Nimmermehr!“ — Sie ſchlug die Augen hoch auf, warf den Kopf empor. „Ich kann Alles ertragen! Auch dulden und leiden!“ rief ſie aus, — „aber die Freiheit, ich ſelbſt zu ſein, die müßt Ihr mir laſſen.“

Dreizehntes Capitel.

Die Schweigenden.

Die Wunden, die wir nicht nennen, sind gerade diejenigen, an welchen wir verbluten.

Dahlmann.

Unsere beiden jungen Männer hielten im April 1846 ihren zweiten Einzug in Scharfenstein und wurden von der trefflichen Frau Apollonia Rüdiger, die wie gewöhnlich mit ihren zwei Anhängseln behaftet war, mit lautem Jubel empfangen. Sie erkundigte sich alsogleich nach der „gar so lieben" Comtesse und erhielt von Seite des wackern Chalybeus die ihr nicht vollkommen verständliche Auskunft, die Gegenwart der besagten Dame in loco werde den Wonnemond noch wonniger gestalten helfen.

Nun ging's an die Arbeit. Den Wiesen und Aeckern wurde nachgesehen, die Wälder wurden durchritten. Der Oekonom hatte während der Abwesenheit des Oberverwalters tüchtig geschaffen, auch die nothwendigen Neubauten mit Beihülfe des Architekten und

Baumeisters in Angriff genommen. Ein großer, neuer Meierhof stand bereits fertig und konnte bis halben Mai die dazu gehörigen Kühe und Schafe in trockenen und luftigen Ställen aufnehmen. Auch der Hof für das Geflügel fehlte nicht.

„Giebt's welsche Hühner und farbige Duckenten?" fragte Chalybeus. „Die Comtesse liebt diese Geschöpfe und füttert sie gern eigenhändig. In ihrer Gegenwart sollen sie zuerst heranpiepen und schnattern, sie soll den Thiertempel einweihen."

Auch das etwas vernachlässigte Schloß war ausgebessert und verschönert, die Hauptterrasse nach der Aussicht zu bequem erweitert worden. „Orangen- und Myrthenbäumchen müssen da hinauf und alle ihre Lieblingsblumen!" mahnte der Riese.

Im Park wurden neue Bänke aufgestellt und das stille Plätzchen mit dem Chalet prangte im herrlichsten Frühlingsglanze.

Der Mai ging zu Ende und keine Nachricht von der Weißenstein'schen Familie. Man hatte doch versprochen, zu schreiben, die Ankunft anzumelden. Der halbe Juni kam herbei — noch immer nichts! Chalybeus wurde ungeduldig, Günter immer schweigsamer. —

Endlich ein Brief! — „Von ihr!“ jubelte Chalybeus — „und an mich! An mich!“

Mit zitternder Hand löste er das feine Couvert, überflog das Blatt — „sie kommt nicht!“ lautete sein Schmerzensruf.

„Nicht? So? Es schwante mir längst,“ sagte Günter wie gepreßt und setzte sich langsam und blieb in sich gekehrt.

Chalybeus hatte inzwischen für sich gelesen. „Sie haben sie nach dem staubigen Meidling geschleppt, die Fürstin und die nervöse Mama! Wozu nun die Duckenten! Das Schweizerhaus! S' ist zum Verzweifeln. Wir sollen ihr schreiben. Werde nicht ermangeln.“

Er las laut:

„In der sichern Hoffnung, bald von den Freunden Nachricht zu erhalten, Ihre Justine.“

Er küßte das Blatt. „Meine! hörst Du's? Engel! Da ist noch ein Postscript.“

Er las:

„Baron Felix in Hietzing, folglich unser naher Nachbar, besucht uns täglich. Er grüßt freundlichst. Er ist der Einzige, mit dem ich von den Freunden sprechen kann.“

„Nun, was ſagſt Du dazu?“ fragte Chalybeus. „Schreibt ſie nicht recht gemüthlich? Lies ſelbſt. Aber was hilft's! Sie kommt nicht! Das verwünſchte Meidling! Die fatale Fürſtin! — Sie will Antwort haben? Ich ſchreibe ihr heute noch, jetzt, gleich. — Und Du?“

„Ein andermal,“ ſagte Günter und ſtand auf, ging langſam zur Thür hinaus.

„So grüß' ich ſie von Dir!“ rief ihm Chalybeus nach.

* *

Fürſtin Arabella hatte die vorbereitenden Schritte zur Erreichung ihres geheimen Planes mit der Schweſter und Baron Felix glücklich durchgeführt. Der gefährliche junge Günter war wenigſtens auf ein halbes Jahr bei Seite geſchafft, Juſtine in Meidling „internirt,“ der Baron der tägliche Abendgaſt in der Weißenſtein'ſchen Villa. Der Funken, den ſie damals auf dem Balle in ſeine Seele geworfen, ſchien gezündet zu haben und ſie gewahrte mit Vergnügen, mit welcher Sorgfalt der ernſte und gewöhnlich zurückhaltende Mann ſich um die Schweſter bemühte. Mit Juſtinens Charakter bekannt,

hatte es die Fürstin bei ihrem ersten Anwurf bewenden lassen. Sie schwieg seitdem. Man durfte das Mädchen nicht drängen. Doch sollte der Sommer nicht vorüber gehen, ohne ein bestimmtes Resultat. Der Baron mußte dahin gebracht werden, sich zu erklären; bis zum Herbst konnte die Verlobung stattfinden.

So stand das fürstliche Heirathsproject nicht gerade übel, als der Hofrath noch zu Ende des Junius zu einer wichtigen Sendung nach Petersburg ausersehen ward und augenblicklich abreisen mußte. Anscheinend ein Hinderniß für Arabella's Pläne, welches jedenfalls die Ausführung verzögern mußte. Doch wer weiß! Zeitweise Trennung hat bisweilen ihr Gutes und dem Abwesenden läßt sich um so ungehinderter zu Gunsten sprechen.

Justine, ohnehin verstimmt, war wirklich betrübt über das Scheiden des letzten Freundes und Vertrauten. Baron Felix ging ihr ab, und der junge Graf Arthur, der hübsche Husarenrittmeister und ausgezeichnete Vortänzer, der sich immer häufiger in der Villa einstellte, schien nicht der Mann, ihr den bewährten Freund zu ersetzen. Doch die Fürstin wurde auf den Grafen aufmerksam. Er gehörte einer der blaublütigsten und

reichſten Familien des Landes an und manches vornehme, mit Töchtern mehr als mit Glücksgütern geſegnete Elternpaar hielt die Augen auf ihn gerichtet. — Iſt's der Eine nicht, ſo ſei's der Andere! dachte Arabella. Hier ein etwas gereifter Staatsmann, dort ein friſcher Soldat. Mehr Galanterie als Geiſt, gleich viel! Hat ſich doch die poetiſche Esmeralda in den albernen, aber hübſchen Ritter Phöbus verliebt. Jedenfalls kann man ihn brauchen, um den Andern zu reizen und ſie hat die Auswahl.

Die Fürſtin gewahrte mit Vergnügen, daß der Graf nach der Abreiſe des Barons, vor dem er eine Art Scheu hegte, ſich zum Habitué der Villa auswuchs. Der junge Mann war einfach und natürlich und immer guter Laune; Juſtine lachte und ſcherzte gerne mit ihm. Im Uebrigen war der kleine Jagello ihre einzige Freude und Zerſtreuung. Sie hatte alle Mühe, ihn den Namen Cha—ly—beus ausſprechen zu laſſen. Er begnügte ſich mit „Chalyb." Mit dem „Carl" gings leichter.

Der Sommer ſtrich vorüber, ohne den geheimen Hofrath zurückzubringen. Im September ſchrieb er Juſtinen, daß er ſich nach London begeben müſſe, viel-

leicht auch nach Paris. Gegen Ende Oktober hoffe er heimzukehren.

„Das ist lange!“ meinte Arabella und begünstigte einstweilen den Husaren.

Justine bekam ab und zu Briefe von dem getreuen Eckard, Chalybeus genannt. „Günter läßt grüßen“ — war immer beigefügt.

Er zürnt mir, weil ich nicht an ihn schreibe! Das hatte sie längst heraus — auch bereits ein Dutzend Briefe angefangen und wieder zerrissen. Sie konnte den rechten Ton nicht finden.

* * *

Die Schwalben waren längst weggeflogen, die Blätter fielen von den Bäumen, der Spätherbst meldete sich an und Scharfenstein bekam ein etwas melancholisches Aussehen. Es hatte geregnet und war naßkalt, trotz der paar matten Strahlen der wässerigen letzten Oktober-Abendsonne. Chalybeus schritt dem beliebten Walde hinter dem Parke zu. Auf den sorgsam gepflegten Pfaden krochen die Schnecken herum, die Liebhaber des Feuchten. Unser Philosoph schob sie sorgsam in's hohe

Gras daneben, damit die armen Thierchen nicht zertreten würden. Die himmlische Vorsehung scheint gar häufig auf unsere menschliche Nachhülfe zu rechnen. — Unter seiner gemüthlichen Verrichtung war der Schneckenretter in die veredelte Wildniß gelangt und an das Lieblingsplätzchen der Comtesse. Auf dem holzgeschnitzten Bänkchen vor dem Chalet, dem etwas magern Wasserfall gegenüber, pflanzte er sich auf.

„Da hätte sie sitzen sollen, nicht Du!“ sprach er mit sich selbst. „Oder Du neben ihr — nein, mein Freund, nicht ich. Ich wär's nicht würdig. — Aber ich bin wohl ein Narr, daß ich mich so an sie gewöhne. An ihr Wesen, ihre Augen, ihre Gutheit. Wenn sie nur auf der Welt ist! Das ist schon etwas. Und wenn man sie sieht, sie sprechen hört! Na, im nächsten Monat geht's wieder nach Wien! Da will ich mich an ihr satt schauen und hören, mich erlaben an dem ganzen ätherischen Wesen, wie es dahin schwebt! So stelle ich mir die homerischen Göttinnen vor.“

Ein Rauschen im Gebüsch unterbrach den Monolog. Günter trat vor. „Ich suchte Dich,“ sagte er.

„Nimm Platz, Bruder.“ Chalybeus rückte auf der Bank. „Da sollt' sie sitzen, gelt?“

Günter ließ sich schweigend nieder.

„Du warst ja wieder heute den ganzen Tag unsichtbar," bemerkte der Freund, „wie auch die letzten Wochen schon. Immer in Schriften und Rechnungen vergraben!"

„Ich mußte Ordnung machen, da unser Aufenthalt hier zu Ende geht."

„So geht's bald nach Wien?" fragte Chalybeus freudig.

„Ich habe dem Oekonomen alle Geschäfte hier übergeben," fuhr der Andere fort, ohne eigentlich zu antworten, „habe mir auch von dem Herrn Grafen Urlaub erbeten."

„Urlaub? Wozu?"

„Willst Du mich begleiten?"

„Nach Wien? Wie denn nicht?"

„Nichts mit Wien! Nichts mit Oesterreich! Ich will reisen."

„Oho! — Ja, wohin denn?"

„Wo immer hin! In die weite Welt!"

„Bruder, bist Du verrückt?"

„Du willst mich also nicht begleiten?"

„Wer sagt das? In die Hölle, wenn Du's verlangst. Aber wir kommen doch wieder nach Wien zurück?"

„Vielleicht.“

„Nur vielleicht? Das wäre! Und die Comteſſe? — Sage mir nur —“

Günter ſtand auf. „Es wird dunkel,“ ſagte er. „Komm' in's Schloß zurück. Die Beamten erwarten mich. Auch die Arbeiter und Handlanger. Sie müſſen ausbezahlt werden. — Sieh Dir den Platz hier zum letzten Mal an — wie ich!“ — Er blickte rings um ſich, verhüllte dann das Geſicht.

Chalybeus war raſch aufgeſprungen.

„Bruder, was haſt Du? Was fehlt Dir? Biſt Du krank?“ fragte er ängſtlich und umfaßte den Leib des Freundes.

„Laß nur!“ ſagte Günter abwehrend. „Es iſt nichts. Mein Reiſeplan ſteckt mir im Kopf. Unterwegs ſag' ich Dir Alles.“

* * *

Mehrere Wochen vor dieſer Scene war der Oberſt in das Zimmer ſeiner Tochter Juſtine getreten, einen offenen Brief in der Hand und mit den Worten: „Sage, was unſer Charles hat?“

„Günter, Papa?“

„Ja. Lies das.“

Der junge Oberbeamte hatte keinen einfachen Urlaub verlangt, sondern seine völlige Entlassung eingereicht, zugleich den tüchtigen Oekonomen als seinen Nachfolger vorgeschlagen. Er selbst wolle eine größere Reise antreten, nach Deutschland, Frankreich und England, zu literarischen und wissenschaftlichen Zwecken.

„Soll wohl politische heißen!“ sagte der Oberst ärgerlich. „Der junge Mann ist malkontent — das bin ich zwar auch, aber anders wie er, ganz anders. Mäßiger Fortschritt! Das ist meine Devise. Aber er! Mit seiner Heftigkeit, seinem Feuer, seiner Leidenschaft! Will er nicht immer das Kind mit dem Bade verschütten? Baron Felix meint das auch. Und laß den Menschen zu den Demokraten nach Deutschland kommen, zu den Herrn Hecker und Consorten, zu den Socialisten und Republikanern in Paris, à la Ledru-Rollin — wie werden die ihn zurichten. Daß ihm die Landwirthschaft auf die Länge nicht taugen würde, das hab' ich voraus gewußt und die Entlassung kann ich ihm nicht verweigern. Aber die Reise — wo er nur den Paß her hat? Die närrische Reise! — Auf Dich hält er etwas — Du solltest ihm's ausreden, mein Kind!“

„Ich, lieber Vater? Wie käm' ich dazu?" sagte Justine verlegen.

„Du correspondirst ja mit ihm!"

„Nein, nur mit Chalybeus!" versetzte sie rasch.

„Wenn er den zur Seite behält, läßt sich noch hoffen," meinte der Oberst. „Der Bücherwurm und Bibliothekmensch ist zwar auch so ein Volksmann, aber mäßig, kein Hitzkopf. Er wird den Andern von gar zu dummen Streichen abzuhalten wissen."

Ständischer Besuch wurde gemeldet, der Oberst entfernte sich.

Justine war aufgeregt. — „Er will reisen? Warum sollte er nicht? Und hat er mir nicht bisweilen davon gesprochen? — Aber sie werden doch Abschied nehmen?" — Die Freundin der Freunde wartete von Tag zu Tag auf einen Brief, von Woche zu Woche. Endlich kam die ersehnte Epistel! Auf dem Couvert die derben und deutlichen Schriftzüge unseres Chalybeus. Poststempel München.

Justine erbrach das Couvert eilig und las:

„Theuerste Comtesse!

Ich bin entführt worden. Von heute auf morgen. Aus Steiermark über Tyrol hierher. Er bekam

plötzlich den Raptus, kann's in Oesterreich nicht länger aushalten, will mich an den Rhein schleppen, nach Paris, noch weiter, was weiß ich! Daß wir nicht über Wien kommen, ist seine Marotte. Wir müssen verschwinden, behauptete er. Das thun wir hiemit. Der Abschied von Ihnen wär' uns wohl auch gar zu schwer geworden. Mir wenigstens. Aber auch ihm! So kalt er sich stellt. — Er hat mich beauftragt, Ihnen zu schreiben, (ich hätt's ohnehin gethan!) Ihnen für alle Freundlichkeit, alles Gute zu danken, das wir durch Sie genossen. Er wünscht Ihnen das beste Lebensglück. — Und ich!!! Ach, Sie verdienten eine bessere Welt als die ist, auf der wir Andern herumkriechen.

Während er nach der Eilpost läuft, schreib' ich Ihnen hier in einem der Säle der königlichen Bibliothek. Das ist was anderes als in Wien! Raum, Licht, und Luft in Ueberfluß. Und welche Schätze! Und man theilt sie auch mit, schnurrt und schnauzt die dunkeln Gelehrten, wie ich Einer bin, nicht so kanzleimäßig an! Der gelehrte Schmeller wies mir Alles dienstfertig. Die seltenen Manuscripte, die Incunabeln.

Aber ich ſchwatze Ihnen da gelehrtes Zeug, was ich gar nicht wollte. Von Scharfenſtein hätt' ich Ihnen ſprechen ſollen, von Ihrem Lieblingswaldwinkel, den wir ſo prächtig für Sie herausgeputzt. Die Schweizerhütte! Wann werden Sie dort wieder einziehen? Nächſten Sommer, nicht wahr? Und da kommen wir gewiß zurück, oder —

Oder? Ich weiß nicht, was ich ſchreiben wollte. Günter ſtörte mich. Er kommt eben, mich abholen. Ich lud ihn ein, dran zu ſchreiben. Er will nicht. Er fragt durch mich, ob Sie unſers Abſchiedsabends noch gedenken. Er ſprach auch was von einem „letzten Blick," was ich nicht recht verſtanden habe. Er drängt mich. Wir müſſen fort. Die Eilwagen warten nicht. Wohin wird er mich noch ſchleppen? Wo und wann er mir wieder eine Stunde Ruhe gönnt, bekommen Sie einen neuen Brief. Bekomm' ich auch Antwort? Nur zwei Zeilen! Poste restante. Aber wohin? Das wiſſen die Götter! Er ſelber weiß es nicht. Nun reißt er mich vom Seſſel auf. Ich unterzeichne ſtehend: Ihr herumgeſchleppter und wider Willen reiſender, aber ſtets getreueſter

Hans Chalybeus."

Juſtine las den Brief mehrmals und aufmerkſam durch, blätterte dann hin und her. — Schwerer Abſchied — wünſcht beſtes Lebensglück — die Schweizerhütte — der letzte Blick. — Das waren ſo die Stellen, die ſich die Comteſſe beſonders aus dem Briefe herausklaubte, wie die Kinder die Roſinen aus dem Kuchen. Günters „Reiſe in's Blaue," wie ſie ſie im Aerger nannte, blieb ihr aber ein halbes Räthſel und daß er immer nur ſchreiben ließ, ihr nich ſelber ſchrieb, faßte ſie als eigentliche Kränkung auf.

Fürſtin Arabella, welche die Schweſter im Stillen beobachtete, hatte bald heraus, daß da eine Art „dépit amoureux" obwalten müſſe. Die Reiſe der jungen Männer kam ihr übrigens höchſt erwünſcht, die Rückkehr des Hofraths, mit welchem Juſtine eine fleißige und geheime Correſpondenz unterhielt, war mit Nächſtem zu erwarten und der hübſche Huſar, der täglich nach Meidling geritten kam, glühte augenſcheinlich bereits in den heißeſten Liebesflammen.

„Für den Einen oder den Andern muß ſie ſich entſcheiden," dachte die Fürſtin. „Mädchen bleibt keine gern und ein Ideal kann man nicht heirathen!"

Juſtine hatte ſich vorgenommen, dem braven Chalybeus mit aller Herzlichkeit zu antworten, des Andern aber nur flüchtig und nebenbei zu erwähnen. In ähnlicher Weiſe ließ Günter in der Folge durch den Freund nur immer ſeine Grüße melden. — Man ſieht, Beide fühlten ſich verwundet, das Mädchen wie der Mann. Beide Theile hüllten ſich in Schweigen. Die Wunde brannte darum nicht minder.

Vierzehntes Capitel.

Die Reise in's Blaue.

L'Allemagne est faite pour y voyager — l'Angleterre pour y penser — la France pour y vivre.

Montesquieu.

Die Reise in's Blaue brachte unsere beiden Freunde an den Rhein und so auch nach Bonn, wo sie mit Literaten und Professoren bald in den angenehmsten Verkehr geriethen. Günter fühlte sich zumeist von dem poetischen Kinkel angezogen, welcher, gleich unserm Helden, für Deutschland schwärmte. Der philologische Chalybeus hielt sich mehr an Simrock. Alle die Nibelungen und Amelungen wurden mit deren Herausgeber und Bearbeiter auf das Eifrigste durchgesprochen.

Unter den jungen Bonner Professoren war ein Ueberschäumen von Freiheitsdrang. In Deutschland rührte sich's. Das hatten die Freunde auch in Mannheim gewahren können, wo sie mit Hecker und Itzstein (den vor Jahr und Tag aus Berlin Verwiesenen) und andern Führern der badischen Opposition zusammentrafen. Hecker, in der Vollkraft seiner Jugend, träumte

nur von deutſcher Republik. Ueber Oeſterreich zog er gewaltig los.

„Eure Schriftſteller und Profeſſoren, worunter auch eine Menge Hofräthe," wandte er ſich zu Günter, — „haben ja bei der Regierung einen gar kühnen Schritt gethan — eine Petition um Verbeſſerung der Cenſur eingereicht! Welche contradictio in adjecto! Wie kann man etwas verbeſſern, was ganz und gar nicht beſtehen ſollte! Verbeſſert einmal das Fegefeuer. Preßfreiheit oder hol' Euch Alle der Teufel, wie Börne ſagt. Das iſt der Weg. — Habt Ihr Oeſterreicher denn alle Courage verloren? Wo ſind die Wiener Schuſter geblieben, die den Schloßgraben mit ihren Leiſten ausfüllen wollten? Wo ſind die „valſchen ungetreuen Wiener", über die der elende Hofknecht Beheim los zieht, die aber den ſchwachköpfigen Papa des ſogenannten „letzten Ritters" — recte Abenteurers — in ſeiner Angſtburg belagerten und ihm gehörig einheizten. Und Ihr biegt Euch und ſchmiegt Euch vor Euren Sedlnitzkis und deren blitzblauen Schergen, die mit dem Stock in der Hand auf Graben und Kohlmarkt Ruhe und Ordnung ſchaffen. Ein Stock gegen Männer! Und Männer dulden das! Pfui!" —

Derlei Reden jagten das Blut in Günters Antlitz, ſtachelten ihn aber auch mächtig auf. Dieſer Hecker wird ihn gehörig „zurichten!“ Der Oberſt hatte das richtig voraus geſehen. — Der Republikaner ſchonte aber auch ſein deutſches Vaterland nicht, weder das weitere noch das engere. Gegen Preußen war er beſonders erboſt. „Dort ſind ſie noch weit ſchlechter als bei Euch in Oeſterreich!“ rief er aus — „weil ſie geſcheidter ſind. Und ſchlau und zäh' und ausdauernd, immer ihr Ziel vor Augen. Sie graben langſam wie der Hamſter und wenn's zum Angriff kommt, ſtürzen ſie los wie die Tiger. Wundern würd' es mich nicht, aber zu meinem Leide wär's, müßt' ich's erleben und mit anſehen, daß die ſüße deutſche Pomeranze ſchließlich doch in den ſteifen preußiſchen Schoß fallen ſollte!“

„Quod Deus vortat!“ rief Chalybeus laut dazwiſchen.

„Populus, non Deus!“ ſchrie ihm Hecker entgegen. „Das Volk iſt Alles, aber wollen muß es. — Du biſt ein Holſteiner, Herr Bruder? Nun, wenn wir Alle von der Eider bis zum Bodenſee, bis zur Donau feſt und treu zuſammen gehen, ſo ſoll kein preußiſches, ſo wird ein deutſches Deutſchland werden! Und wird's nicht,

so giebt's noch freien deutschen Boden drüben in Amerika!"

Das war wie aus Günters Seele gesprochen. Oesterreich war ihm verleidet, Preußen haßte er, und die Auswanderung lag ihm noch immer im Sinne.

Zunächst sollte es nun über Mainz nach Forbach, zur französischen Grenze.

Chalybeus meldete das der Comtesse und erbat sich Antwort poste restante in Paris.

Der Winter von 1846 auf 47 war in der Seinestadt mehr als lebhaft.

Günter hatte Empfehlungsschreiben an Cremieux, Ledru-Rollin und andere Häupter der Opposition. Allein der Deutsche in Paris sucht immer zuerst die Deutschen auf. Börne war leider nicht mehr. So wurde der kranke Heine begrüßt. Die Reisenden fanden ihn bettlägerig. Seine dicke, immer muntere Mathilde pflegte ihn. Der Arme mußte die Augendeckel mit dem Finger heben, um die Fremden nothdürftig zu sehen. — Das Gespräch kam zuerst auf Literatur. Der berühmte Dichter versicherte, daß er die deutsche Poesie zur Genüge habe. Goethe ausgenommen. Er seinerseits möchte weit lieber den Faust geschrieben, als den Intermaxillarknochen ent-

deckt haben, womit sich der Alte so viel gewußt. Mit Vorliebe lasse er sich übrigens Ritter- und Zauberromane vorlesen. — Dazwischen machte er einige gute, auch schlechte Witze, lachte selbst wohlgefällig über jeden seiner Einfälle, war auch auf der Lauer, ob sie gehörig einschlügen. — Ueber Politik schien er sich ungern einzulassen; da ließ er die Fremden das Wort führen. Als sie über den deutschen Jammer klagten — „davon weiß ich ein Lied zu singen!“ rief er aus. „Wissen Sie, wie ich Deutschland eintheile, meine Herren? In das katholisch-absurde und das protestantisch-bornirte.“ Er lachte und lauerte. Der Witz hatte nicht recht eingeschlagen.

Man kam auch auf Louis Philippe und auf das juste milieu zu sprechen.

„Ueber den König laß' ich nichts kommen,“ sagte Heine. „Er versteht zu laviren, darum ist's auch der beste Regent. Thiers und Guizot denken freilich anders über ihn. Sie haben ihm zeitweise soufflirt, deßhalb glauben sie ihn von Grund aus zu kennen. Sie haben vielleicht Recht. Il n' existe pas de grand acteur pour un souffleur.“

Besuch kam. Ein Hausfreund. Er lispelte dem

Dichter in's Ohr. Man glaubte Ziffern aussprechen zu hören — und so war es auch. James Rothschild hatte den kranken Poeten mit Promessen gewisser Actien betheiligt. Die Differenzen waren nicht zu verachten, Heine rieb vergnügt die Hände. — „Ein kleines Geschäft, meine Herren — Sie verzeihen."

Die Fremden wollten aufbrechen. Mathilde trat in die Krankenstube.

„Meine Frau, Messieurs!" sagte Heine, und zu ihr gewendet: „Des Allemands, des bacheliers - ès - arts, des érudits — rien pour toi, ma petite chatte!" — Er streichelte ihr freundlich die Wangen. Darauf erklärte er den Fremden:

„Ich habe viel geliebt in meinem Leben. Die Liebe ist eine Schwäche, aber nicht für Schwächliche. Zuletzt suchte ich eine Frau — nein, die Frau! „Mein Urbild!" wie der närrische Theobald in der tollen „Weihe der Kraft" des verrückten Zacharias Werner ausruft. — Ich bin ein Deutscher, folglich ein Idealist. Die deutschen Weiber haben Gott im Herzen, aber den Teufel im Leibe. Die deutschen Frauen sind sentimental, die deutschen Männer brutal. Das bin ich nicht, bei Gott! Ich liebte das französische, liebe naive Kind, wie ein

junger deutscher Mensch, der zugleich ein Dichter ist. — Mais que ça finisse! Alles Ding muß ein Ende haben. Heirathen wir uns also," sagt' ich ihr. — Pas vrai, Kätzchen? Sie war's zufrieden, wie mit Allem, was ich sage. — Nun die Heirath ist wirklich kein Anfang, sondern das Ende. Mein Ende gewiß!" Er lachte heiser, hüstelte dabei.

„Mais vous parlez trop, mon ami!" mahnte ihn Mathilde.

„Ich rede gewöhnlich nichts — aber mein Schweigen verräth mich bisweilen!" bemerkte Heine, wie trübsinnig.

Die Besucher nahmen zuletzt einen angenehmen Eindruck von seiner Persönlichkeit mit sich.

„Nur daß er nichts ernst nimmt!" meinte Chalybeus.

„Er ist ein Spötter, aber auch ein echter Dichter," sagte Günter. „Zu Zeiten freilich blos ein Virtuose auf der Poesie."

Sonst war unter den Deutschen, zumeist den Expatriirten und Flüchtlingen, wenig Gutes zu entdecken. Sie intriguirten, correspondirten, spionirten oder conspirirten, mehrere standen im Solde des französischen Ministeriums,

der Reſt waren Vagabunden oder Bettler. Mit den Polen ſtand es um nichts beſſer.

Mit den Franzoſen war der Umgang leicht und bequem. Bei Ledru-Rollin fand ſich die republikaniſche Partei in Reih' und Glied zuſammen. Nicht nur das Miniſterium, das Königthum ſelber müßte geſtürzt werden, das galt Allen und Jedem als eine ausgemachte Sache. Ueber die Conſtituirung der künftigen Republik wurde lebhaft und geiſtreich geſtritten und das „pardon, Messieurs!“ womit Einer den Andern unterbrach, um ſeine Meinung auszuſprechen, ließ es nie zur Unart oder zu einer querelle allemande kommen.

Günter war berauſcht von der Freiheits- und Gleichheitsluft, in der man ſich bewegte.

„Frei und gleich?“ ſagte Chalybeus bedächtig. „Nun ja! Bis auf das de, das hier ein jeder boutiquier en rétraite ſeinem Namen eiligſt vorſteckt, wenn er ein paar Joch Acker angekauft oder ein halb verfallenes Landhaus beſitzt mit einem Baumfleck, den er als „Park“ anſchmeichelt. Nun iſt's ein Monsieur de l'artichaut, ein Vicomte de la pomme de terre! — So laſſen ſich ſämmtliche Wiener „Herr von“ nennen. Steht's alſo hier

beſſer damit? Und das rothe Band, nach dem ſie Alle jagen! Sie ſtecken ſich's auch auf Schlafrock und Nachtmütze. Allen Reſpect vor dem Frankreich von 89 — aber eine Republik im Sinne eines Waſhington werden dieſe modernen Pariſer nun und nimmer zu Stande bringen."

Die Freunde blieben den ganzen Winter in Paris, von wo aus Chalybeus ſeine Correſpondenz mit der Comteſſe fortſetzte. Sie war mit dem kleinen Jagello, dem die Wiener Luft nicht anſchlug, zu ihrer Freude nach Steiermark geſchickt worden. Die Stunden, in denen der philoſophiſche Freund ihr ſchrieb, waren ſeine Weihestunden und ein jeder ihrer Zettel galt ihm für ein Heiligthum. Unſer Günter aber verharrte in ſeinem Schweigen; Juſtine desgleichen. Sie ließen ſich nur gegenſeitig grüßen. — Dem guten Chalybeus ward das endlich ärgerlich. — „Was habt Ihr eigentlich gegen einander? Warum ſchreibſt Du ihr nicht?" platzte er eines Tages heraus.

„Was hätt' ich ihr zu ſagen? Was ſie mir?" erwiderte Günter ernſthaft. — „Ich bin auch nicht in das Mädchen verliebt, wie Du," ſetzte er halb ſcherzend hinzu.

„Verliebt!" — Der Philoſoph ſchüttelte den Kopf.

„Das bin ich nicht, das war ich nicht, kann's gar nicht werden. Aber die Comteſſe iſt mir auch kein Frauenzimmer, ſondern ein Freund." — Er dachte nach. — „Anders wie Du, freilich! Sagen wir: eine Freundin, die aber hoch über mir ſteht. Wie ſoll ich Dir meine Empfindung für ſie erklären? — Ich bin ein proſaiſcher Menſch und ſie iſt meine Poeſie — verſtehſt Du das?"

„Vollkommen!" ſagte Günter mit Wärme und drückte dem Freunde die Hand. „Ja, ſie iſt ein Weſen wie es wenige giebt, und Du haſt das heraus gefühlt!"

„Und doch willſt Du dem Engel nicht ſchreiben?" meinte der Andere gutmüthig.

„Laß das. Ich habe kein Glück mit derlei Briefen. Vor Zeiten hatt' ich ihrer Schweſter geſchrieben und mich lächerlich gemacht."

„Die Fürſtin und die Comteſſe, das iſt zweierlei. Das iſt wie Fledermaus und Lerche."

„Nun, ich werde ihr ſchreiben, — wenn ſie einmal verheirathet iſt."

Chalybeus machte große Augen. — „Verheirathet? Ja, denkt ſie denn daran?"

„Der Herr Hofrath wirbt um ſie. Sollteſt Du das nicht wiſſen?"

„Baron Felix? So? — Nun, der Schlimmste wär's nicht. Damit ist nicht gesagt, daß ich sie ihm gönne."

Die Freunde hatten ihr Zwiegespräch, auf einem der minder lebhafteren Boulevards herum schlendernd, natürlich in deutscher Sprache geführt.

„Le voilà! Le voilà!" ertönten plötzlich laute Rufe hinter ihrem Rücken. Sie wendeten sich um. Eine offene Equipage fuhr auf der Straße. Darin saß der berühmte Verfasser der „Girondins" mit einem Begleiter.

„Vive Lamartine!" rief ein Rudel junger Leute.

Der poetische Historiker war damals im Zenith seines Ruhmes, seine Werke die Vorläufer, zum Theil auch wohl die Anreger der nahen Februar-Katastrophe.

Lamartine verneigte sich gegen seine lauten Bewunderer; der Herr neben ihm gewahrte unsere Reisenden, schien überrascht und winkte ihnen freundlich grüßend zu. Auch sie hatten ihn erkannt. Es war Baron Felix.

„Lupus in fabula!" bemerkte Chalybeus lachend.

„Also nicht in Meidling!" rief Günter unwillkürlich und schien nicht unerfreut.

Der arme Hofrath der Staatskanzlei hatte lange in Petersburg verweilen müssen, mußte von dort mit

Depeſchen über London nach Paris und ſehnte ſich längſt nach der Heimreiſe.

Im April waren die beiden Freunde in London. — Paris iſt ein aufgeputztes und aufgeſtutztes Mode-Babel, Wien ein Dorf mit einer Schafweide. Das war ihr Eindruck. An einem Fluß, der ſich in's Meer ausweitet, da können die Menſchen nicht verengen. Das ward ihnen an der Themſe klar. Chalybeus erinnerte ſich an den wunderlichen Ausſpruch eines hegeliſirenden Geographen: „Die potamiſche Welt des Orients und die thalaſſiſche Welt der klaſſiſchen Völker ſind Momente der Oceanität.“

„Was heißt das auf Deutſch?“ fragte Günter.

„Es iſt doch klar und deutlich! Das Waſſer iſt das conſtitutionelle Element,“ erklärte ihm der Freund, — „als Fluß, Mittelmeer und Ocean. Die orientaliſche Welt iſt nur potamiſch, die claſſiſche iſt thalaſſiſch, aber oceaniſch iſt die germaniſche Welt, der auch die künftige Weltherrſchaft angehört.“

„In welche ſich vor der Hand Engländer und Franzoſen theilen.“

„Noch iſt nicht aller Tage Abend!“ meinte der gläubige Deutſche. „Die Franzoſen ſind wohl bald mit

ihrem Latein zu Ende, wie alle romaniſchen Völker. Die Angelſachſen dagegen ſind deutſchen Urſprungs — das hält feſt und dauert an. Ja, hier in England herrſcht die Freiheit, wie ich ſie meine. Der ſtolze Lord mag ſich blähen! Der City-Bürger ſteht für ſich, wie er. „My house is my castle!“ iſt Beider Wahlſpruch. Gleiche Rechte, gleiche Geſetze, — ſonſt braucht's nichts. Hier giebt's keine „Cavaliere“ wie in Eurem Oeſterreich, keine Junker, wie in Preußen, keine Grafen und Barone, die ſich, adels- und bettelſtolz, in's Unendliche fortpflanzen. Hier ſind keine adeligen Dörfer, wie in Ungarn. Der Sohn des Lords iſt ein Communer und ſetzt, wenn er etwas taugt, M. P. auf ſeine Karte. Und die Königin braucht nicht erſt zu laviren, wie Heine dem Louis Philippe nachrühmt. Sie wählt das Miniſterium, das ſie wählen muß. Und wenn die Tory's und Whigs übereinander kommen, ſo kommt das der Nation zu Gute. Jeder Engländer iſt ſelbſtſtändig, frei, ein kleiner König, und nur in zwei Dingen bornirt: in ſeiner pedantiſchen Ordnungsliebe und in ſeiner hochkirchlichen Religion. — Aber worüber ſinnſt Du?“

„Daß ich ein Oeſterreicher bin!“ kam es unſerm Günter aus der Tiefe der Bruſt.

Sie waren in den Docks, bewunderten die riesigen Magazine, die Wälder von Masten. Ein neues Schiff von 1400 Tonnen lag segelfertig, nach Calcutta bestimmt. Sie bestiegen den Bord, betrachteten sich die bequemen Cabinen.

„Das lockt!“ rief Günter aus. „Wollen wir mit reisen?“

Chalybeus erschrak. „Das fehlte noch! Die wahre Reise in's Blaue! Aber er wär's im Stande!“

Im August 1847 kamen die Freunde nach Wien zurück und wurden von dem Polizeimann an der „Linie“ um Paß und Steuerbares befragt.

„Das Oceanische ist vorüber!“ lachte und scherzte Chalybeus. „Wir sind nun wieder in der potamischen Donau- und Alserbachwelt und „die Wien“ stinkt uns heimisch an.“

Fünfzehntes Capitel.

Politik und Liebe.

Some have denied a soul!
They never loved.
Southey.

Der Wiener Liberalismus war im Laufe des Jahres 1847 in Oberwasser gelangt, die Opposition segelte munter mit Dampf und Hochdruck, und die politische Discussion der adeligen Fronde im Salon Doblhoff nahm fast einen gefährlichen Charakter an. Einer der feurigen Redner (obendrein ein Hofrath der obersten Justizstelle) hatte es offen heraus gesagt: man könnte (warum nicht sollte?) dem Fürsten Metternich und Grafen Kolowrat als Hochverräthern den Proceß machen, da sie ohne Auftrag regierten.*) Schon die merkwürdige Thronrede des Königs von Preußen vom 11. April 1847 hatte die niederösterreichischen

*) Diese Aeußerung fiel wirklich in einem Kreise von ausgezeichneten Persönlichkeiten und erfuhr von keiner Seite Widerspruch.

Timoleons und Ariſtogitons völlig aus Rand und Band gebracht. Ueber das „beſchriebene Blatt“ zwiſchen Gott und Preußen, vor welchem der fromme boruſſiſche Fürſt ſo großen Abſcheu an den Tag legte, wurde in dem „Jakobinerclub“ der Herrengaſſe höchſt reſpektwidrig geſpöttelt, das Buch von Simon*) wie das mannhafte Auftreten der preußiſchen Stände laut und hoch geprieſen, und ihr kühnes Beiſpiel für den nächſten niederöſterreichiſchen Landtag ſich zur Nachahmung und „Darnachachtung,“ wie die öſterreichiſchen Beamten zu ſchreiben pflegen, unwandelbar vor Augen gehalten. Man ſah überhaupt einer beſſeren Geſtaltung der Dinge in Oeſterreich mit Sicherheit entgegen, ſchon ſeit der Broſchüre des Herrn von Andrian,**) zu deren zweitem Bande man Daten und Dokumente zu ſammeln und zu ſichten begann, wie man es auch nicht unterließ, ſich mit andern, liberal-publiciſtiſchen Schriftſtellern wie der deutſch-katholiſche Schuſelka in Hamburg, der raſtlos vermittelnde Kuranda in Leipzig und Belgien in ein näheres Einvernehmen zu ſetzen.

---

*) „Annehmen oder Ablehnen.“

**) Oeſterreich's Zukunft.

So unermüdet erwiesen sich die niederösterreichischen Edlen, die Geister herauf zu beschwören. Wenn es ihnen schließlich nur nicht ergeht wie dem Zauberlehrling!

„Ich rieche Pulver!“ so etwas war damals in der Wiener Luft zu spüren. Unser junger Held aber, der aus dem wildgährenden Paris, aus dem wirklich freien England kam, fand in seinem Oesterreich nur Stickluft, die ihm den Athem hemmte. Er machte eine Visite im Weißenstein'schen Hôtel und fand den Obersten, ja sogar die Damen, wie in Politik eingesponnen. Der moderne Lokal-Liberalismus hatte ihre Köpfe wie Weihrauchwolken umnebelt. Fürstin Arabella, die noch immer im Stillen für „ihr Polen“ intriguirte, freute sich der Wiener Stimmung, sowie der gesteigerten ständischen Bewegung, deren Nachwirkung auf Galizien, wie sie meinte, nicht ausbleiben konnte. Sie wußte auch die nervöse Mama für diese Interessen zu gewinnen und zog alle unzufriedenen aristokratischen Elemente in's Haus, die ihrem Zwecke dienen konnten. Die andauernde Abwesenheit des loyalen Baron Felix kam ihr dabei höchst erwünscht, da sie, und zwar mit Recht, einen politischen Gegner in ihm voraus sah. Als Schwager war er ihr

noch immer willkommener als Graf Arthur, der hübsche Husar, der immer „in Bereitschaft" stand; darum hatte sie auch die Schwester einstweilen nach Steiermark gesendet, um sie dem verliebten jungen Mann aus den Augen zu bringen. Um ihren Bruder aus der Staatskanzlei, welcher der Regierung und dem System mit Leib und Seele angehörte, bekümmerte sie sich wenig, ihr Gemahl that in Allem ihren Willen — so behauptete die mehr ehrgeizige, als galante junge Frau das politische Feld ohne Einspruch von irgend welcher Seite. Ihr Vater, der wackere Oberst, arbeitete vor wie nach rastlos und im Schweiß seines Angesichts in der ständischen Sache. Er wie alle seine adeligen Genossen harrten ungeduldig des nächsten Landtages, dessen feierliche Eröffnung im März künftigen Jahres stattfinden sollte und von dem sie sich goldene Berge erwarteten.

Carl Günter konnte all' dem zappelnden Getreibe durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Die Reise hatte ihn gereift. Die wachsende Bewegung in zwei großen Culturstaaten war ihm nicht entgangen. In Frankreich — das war kaum zu bezweifeln — stand ein gewaltiger und unberechenbarer Ausbruch bevor; die Gährung in den deutschen Geistern, der brennende Trieb nach Be-

freiung, machte sich nicht, wie in Paris, in wilden Worten und Reden, Parteibanketten und zeitweisen Aufläufen und Empörungen Luft — dagegen war die deutsche Bewegung tief, innig, allgemein, noch ohne Parteiung, es regte und rührte sich in jedes schlichten Bürgers Brust dasselbe Gefühl, und wenn's zur That kam, war auch hier ein heißer Kampf um die höchsten Güter so unvermeidlich wie nothwendig.

Die Massenbewegung war im Anzug. Die Personen zählten nur mehr als Repräsentanten von Ideen. Ob ein König Ludwig oder Philipp heiße, daran lag wenig. Der demokratische Gedanke brach sich allenthalben Bahn, auch in dem anscheinend starren und aristokratischen England. Unserm Günter war das klar geworden und so hatte er den Goethe'schen Individualismus, wie er ihn auch poetisch und menschlich hoch halten mochte, in der Betrachtung öffentlicher Dinge und Zustände völlig von sich abgestreift.

„Und was soll aus Oesterreich und seinem höchst persönlichen Regimente werden?" fragte er sich. „Das System ist ja im Grunde nur eine Person, ist die Fiktion des fortgesetzten Kaiser Franz, der längst im Grabe ruht. Schauerlich, daß uns ein Gespenst regiert! Zwar wenn

der helle Tag anbricht, verſinken die Geiſter. Was aber dann? Wo iſt die neue Idee, die hier den neuen Staat ſchaffen helfe? Wer tilgt die alten Elemente oder wandelt ſie um? Alle das Ariſtokraten-, Pfaffen-, Hofſoldaten-, Beamtenweſen! Wo iſt der Herkules, der dieſen Augiasſtall ausmiſte? — Doch ja! Die Keule iſt da — das Volk muß ſie heben! Und kommt's zum Freiheitskampf, ſo will ich ihn nicht meiden, mit meinem Leibe gern den Abgrund füllen helfen, der ſeit Jahrhunderten uns von dem Schönſten ſcheidet, dem Herrlichſten, wofür zu leben einzig lohnt: das reine Menſchenthum, und Licht und Wahrheit!"

Der aufgeregte junge Mann ging mit großen Schritten auf und ab, da ſchoß der wackere Chalybeus in's Zimmer herein.

„Bruder, morgen geht's nach Scharfenſtein!" rief er ihm von Weitem zu.

„Geht's? Du gehſt?" ſagte Günter achſelzuckend.

„Nein, wir Beide. Der Herr Graf will ſein Töchterlein wieder auf ein paar Tage beſuchen und wir ſollen ihn begleiten."

„Sollen wir? Geh' nur!"

„Du nicht?"

„Unmöglich. Du weißt, ich habe mich unlängst in den juridisch-politischen Leseverein aufnehmen lassen, dort bedeutende Bekanntschaften angeknüpft, soll einen Vortrag halten, muß mich vorbereiten, bin über und über beschäftigt."

„Geh' ich etwa müßig?" erwiderte Chalybeus und suchte dem Freunde, der im Halbdunkel stand, in's Auge zu blicken. „Den ganzen Tag auf der Hofbibliothek. Sie haben mir wieder ein paar Manuscripte verweigert. In München ging's besser. Du willst nicht mit? Die Comtesse wird's übel nehmen!"

„Wir sind ja bereits im September. Sie kommt wohl bald nach Wien zurück," sagte der Andere ausweichend.

„Höre, Du bist ein eigener Kauz!" meinte Chalybeus kopfschüttelnd. „Entweder ist man ein Freund, oder man ist's nicht. Was hast Du mir in London gesagt? Oder war's in Paris? Sie ist ein Wesen, wie's wenige giebt, hieß es —"

„Das ist sie auch" — wollte ihn Günter unterbrechen.

„So zeig' es ihr, beweis' es ihr!" eiferte der naive Freund. „Mach's wie ich! Zehn Meilen wollt' ich

in einem Athem rennen, nur um ſie ein einziges Mal zu ſehen, und Du rührſt keinen Finger, keinen Fuß, ſchreibſt ihr nicht, gehſt ihr hartnäckig aus dem Wege."

„Du und ich ſind eben zweierlei. Ein Jeder hat ſeine Art."

„Oder Unart! Alſo nichts? Gut," ſagte er barſch, „was ſoll ich ihr ausrichten? Wieder einen leeren Gruß?"

Günter ſchwieg. Chalybeus trat näher zu ihm.

„Hör', Bruder, ſo darf's nicht weiter gehen!" verſicherte er ihn. „Das alberne Oeſterreich macht Dich krank und die dumme Politik. Ich werd's der Comteſſe ſagen und ſie ſoll Dir den Kopf waſchen."

Er ſchnalzte mit den Fingern.

„Ich werd' ihr noch Allerlei ſagen, Alles ſagen," ſetzte er mit einem pfiffigen Blick hinzu.

„Was Alles?" fuhr ihn Günter an. „Keine Thorheiten, Herr Bruder, wenn ich bitten darf!"

„Die laß' ich Dir über! Ich weiß, was ich weiß, und werde ihr ſagen, was ich muß. Denn ich bin Dein Freund und ſie iſt Deine Freundin. Punktum. Du gehſt nicht mit nach Scharfenſtein? Die Folgen auf Dein Haupt! Adieu."

Damit schoß er wieder zur Thür hinaus.

„Hans!“ Günter wollte ihn zurück halten, besann sich aber. „Die Freiheit!“ sprach er vor sich hin, an seinen früheren Gedankengang anknüpfend. „Sie ist wohl nur ein schöner Traum — wie die Liebe! — Und doch kam ich nach Wien zurück. Warum? Wozu? Ihretwegen?“ unterbrach er sich. „Ich meide ja ihre Nähe seit jenem Scheideblick. — Und was träum' ich nur von Kampf und Freiheit? Es ist und bleibt ja das alte Wien! Was soll ich also hier? Was soll aus mir?“

* * *

Justine mit dem kleinen Jagello, Herr und Frau Rüdiger sammt Anhängseln waren die einzigen Bewohner auf Schloß Scharfenstein. Die Comtesse fühlte sich glücklich in ihrer Einsamkeit und verlebte halbe, auch ganze Tage in und vor dem niedlichen Chalet. Keine Kreuzotter wagte sich mehr in die Nähe der kultivirten Wildniß, keine rettende Hand war nöthig. Der tüchtige Chalybeus hätte es zwar nöthigen Falles mit Drachen und Riesen aufgenommen. Seine Freude bei dem Wiedersehen seiner geliebten Comtesse ist nur mit

dem Entzücken zu vergleichen, womit ein Pudel dem lang vermißten Herrn entgegen ſpringt und ſeine Seligkeit in unartikulirten Liebestönen auszudrücken bemüht iſt. Juſtine war aber nicht undankbar. Sie hegte ein warmes Gefühl für den trefflichen Menſchen. Er dagegen verehrte ſie wie eine Gottheit. Ihr weihte er ſich ganz und gar, ſie hätte jedes Opfer von ihm verlangen können. Und ob man den Göttern Schafe oder ſeine Seele opfert, das gilt ja gleich. Er liebte aber auch ſeinen Freund und konnte ihn nicht anders denken, als im Zuſammenhang mit der Freundin. Darum war es ſein beſtändiger Kummer, daß Günter ſich von Juſtinen mehr und mehr zurück zog. Wenigſtens hatte es den Anſchein. „Dem Ding muß ein Ende werden," dachte er.

Sie ſaßen täglich zuſammen auf dem Bänkchen vor dem Chalet und er mußte von der „Reiſe in's Blaue" erzählen.

Die Stunden rannten ſchnell — ſo kam der Abſchiedsabend. Der kleine Pole, Juſtinens beſtändiger Begleiter, inzwiſchen brav empor geſchoſſen, auch redſelig geworden, ritt munter auf dem Knie des Freundes. Juſtine, um nicht völlig müßig zu ſein, hatte eine

Schlingarbeit zur Hand genommen. Das Reisethema mußte abermals herhalten, Chalybeus über das geringste Detail genau berichten.

„Hopp!“ rief der lebhafte Knabe und versetzte dem Schenkel des Riesen einen Hieb mit der improvisirten Reitgerte, die ihm der nächste Haselstrauch dargeboten. „Hopp! Trab, trab!“

„Was treibst Du da, Kind?“ mahnte Justine. „Du belästigst den Herrn, thust ihm auch weh.“

„Kein Herr, Tante Stine!“ erklärte ihr der Knabe lustig. — „Der Chalyb ist Pferd, Pony! Wie Onkel Guido sagt. — Hü! Hopp! Galopp!“

„Pferd, Kameel, was Du willst, mein Junge!“ sagte der gutmüthige Riese und ließ den Knaben galoppiren. Dieser aber, nach Kinderart, hatte bald des Spiels genug, ließ von seinem Reitpferde und haschte nach Schmetterlingen, ohne ihrer habhaft zu werden, pflückte Blumen, die er gleich wieder weg warf, um Steinchen oder kleine Erdschollen aufzulesen, die er in das Muschelbecken zu schleudern sich bemühte.

„In den Londoner Docks also?“ fragte Justine im Gespräch. „Und nach Calcutta wolltet Ihr reisen?“

„Er, Comteſſe, nicht ich!“ betheuerte Chalybeus. „Er hat überhaupt Einfälle.“

„Zum Beiſpiel?“ drängte Juſtine, da der Erzähler inne hielt.

Chalybeus hatte die Tage her mit ſich gekämpft, einen heiklichen Gegenſtand zu berühren, der ihm von höchſter Wichtigkeit ſchien. Wer verſchiebt nicht gern? Aber nun war die letzte Stunde — nun galt's!

„Ich habe etwas nachzutragen“ — hieß es zögernd — „noch aus Paris. Dort begegneten wir nämlich —“

„Wem denn?“ fragte die Comteſſe, da er abermals ſtockte, und ſchob ihre Arbeit bei Seite.

„Er fuhr mit dem berühmten Lamartine in einer offenen Equipage und er grüßte freundlich, da er unſer auf der Straße anſichtig ward.“

„Wer? Lamartine?“

„Nicht doch! Hab' ich's denn nicht geſagt? — Der Herr Hofrath.“ — Nun war's heraus.

„Baron Felix? Ja, ich weiß. Er mußte ſpäter nach Petersburg zurück, und ſo entbehren wir ihn noch immer, ſchon ſeit Monaten.“

„Das iſt Ihnen wohl recht verdrießlich?“ wagte

Chalybeus zu fragen und der Verehrten dabei fest in's Auge zu blicken.

„Gewiß!" versetzte das Mädchen, völlig unbefangen. „Ist's doch mein Freund, ein wahrer Freund, wie Sie — wie Ihr Beide."

„Und mehr ist's nicht?" brachte der Andere etwas mühsam hervor.

„Mehr? Was sollte? — Was meinen Sie damit?"

„Weil es heißt — wie man behauptet — Sie und der Hofrath — der Herr Baron und Sie" — ward heraus gestottert.

Ein leichtes Erröthen flog über die zarten Wangen der Jungfrau. — „Wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Er hat sich's — er hat mir's — kurz er bildet sich's ein!"

„Carl? — Günter?"

„Ja, und es macht ihn unglücklich! Längst wollt' ich's Ihnen sagen —"

„Er täuscht sich! Sagen Sie ihm das! Ich will mich nicht verändern!" wurde lebhaft und in Absätzen herausgestoßen.

„Das wird den Hitzkopf beruhigen," meinte der Freund. „Er war besorgt — wir Beide — wir würden Sie verlieren."

„Auf diesem Wege nicht!" versetzte Justine, wieder gefaßt. „Ich denke nicht daran. — Und darum schrieb er mir nicht? Kam nicht mit Ihnen hierher? Raubt sich und mir die paar heitern Stunden? Ist das recht?"

„Zanken Sie ihn nur aus! Tüchtig aus! Vielleicht fruchtet's von Ihnen" — sagte Chalybeus händereibend. „Ich predige ihm vergebens!"

Justine bedachte sich ein wenig. „Ich hoffe, in Wien finden wir uns wieder — wie sonst. Ich will ihn nicht verlieren — Keinen von Euch!"

Damit reichte sie dem Freunde die Hand, die dieser ehrerbietigst küßte.

„Mein Freund Günter ist zehn Mal mehr werth als ich und er liebt Sie hundert Mal mehr" — sagte er gerührt. „Das heißt — er liebt Sie anders, ganz anders! Beide gingen wir für Sie durch's Feuer, aber —"

„Aber? Nun, was für aber?" fragte das

Mädchen und sah ihn lächelnd an. „Durch's Feuer also?"

Er ertrug ihren Blick.

„Die Hand auf's Herz, Comtesse!" sagte er feierlich. „Von wem ließen Sie sich lieber herausholen? von mir oder von ihm?"

„Aber Chalybeus —"

Etwas verwirrt erhob sie sich von der Bank. Der kühn gewordene Freund folgte ihr.

„Also auch ein aber?" sagte er lachend. „Darf ich ihm davon erzählen?"

Justine wollte antworten —

„Der Großpapa!" rief der kleine Jagello jubelnd und wollte dem Obersten entgegen eilen, dessen stattliche Gestalt auf dem schmalen Waldpfade sichtbar wurde. Plötzlich hielt der Knabe inne. „Fremder Herr, Tante Stine!" Er lief zu ihr zurück, schmiegte sich an die Tante.

Der Oberst war als Wegweiser vorausgeschritten, sein Begleiter folgte ihm. Beide traten näher.

„Da bring' ich einen Freund!" sagte der Oberst.

„Justine!"

„Baron Felix!"

Freude des Wiederſehens nach ſo langer Trennung! —

„Sie heirathet ihn doch nicht!“ dachte Chalybeus bei ſich mit Befriedigung. „Mein lieber Günter darf ſich darauf verlaſſen.“

Sechszehntes Capitel.

Der letzte Censurstrich.

Sie ziehen, traun! so wichtige Gesichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.
Uhland.

Fürstin Arabella, über und über mit polnischer Politik beschäftigt, hatte ihres Söhnleins sowie der Schwester in Steiermark beinahe vergessen, als plötzlich der Vater das Mädchen nach Wien zurück brachte und zwar im Geleite des Baron Felix. Justine hatte ihren Landaufenthalt freiwillig abgekürzt, — ohne Zweifel des Freundes wegen, der sich auch fleißiger als je im Hause wieder einstellte, zur Verzweiflung des meidlinger Verehrers, des hübschen Husaren. Auf die Nachricht von der Heimkehr der Comtesse war Graf Arthur sogleich herbeigeeilt, hatte aber die Verehrte in einem eifrigen tête-à-tête mit dem ihm so widerwärtigen „geheimen Hofrath" betroffen. Justine empfing den harmlosen jungen Mann ruhig, ja freundlich, wie immer; er aber verstummte nach Gewohnheit in Gegenwart des Nebenbuhlers, empfahl sich bald. Ein zweites und drittes Mal ging es nicht besser. Die geistige

Ueberlegenheit des Mannes drückte ihn, ohne daß er's deutlich wußte. Jedenfalls haßte er ihn. „Ein Vierziger, der den joli coeur machen will!“ hieß es verächtlich. „Und ein so famoses Mädchen! Werden sehen!“

Der Husar strich den eleganten Schnurrbart und courbettirte zwei, drei Mal im Tage vor den Fenstern der Comtesse herum — allein weder er noch sein Apfelschimmel wurden besonders beachtet; eben so wenig seine sonstigen Galanterien, als: Sendungen der neuesten französischen Romane, wunderbare und riesige Blumenbouquets, Pariser Bonbonschachteln von den fabelhaftesten Preisen und dergleichen mehr. Die Logentage der Weißensteins im Burg- und Kärntnerthor-Theater waren dem aufmerksamen Liebhaber genau bekannt, er versäumte auch niemals, sich in den Zwischenacten zum Besuche einzustellen, allein entweder fand er, was er suchte, gar nicht, oder den unvermeidlichen Hofrath bereits hinter dem Sessel der Holden aufgepflanzt und ihr vertraulich in's Ohr flüsternd. — Der junge Mensch gerieth allmälig in eine gelinde Verzweiflung, die ihn nahe dahin brachte, seines vortrefflichen Appetits verlustig zu gehen. Ausharrend und hartnäckig sendete er übrigens vor wie nach Bücher, Blumen, Bonboncassetten.

„Mama, Alles steht gut!“ versicherte die Fürstin. „Gestern hat mich die Schwester in das große Geheimniß feierlich eingeweiht.“

„Er hat sich endlich erklärt?“ unterbrach sie Gräfin Helene lebhaft. „Baron Felix? Oder Graf Arthur?“

„Vor der Hand noch keiner von Beiden,“ erwiderte Arabella munter, „aber es wird kommen, kann nicht ausbleiben — denn unsere Justine hat geschworen, unvermählt zu bleiben.“

„Mais, chère enfant, Du machst mich nervös!“ klagte die Gräfin.

„Warum, Mama? — Höre mich an. Was bedeutet so ein Schwur? Daß ihr der Monsieur Charles am Herzen liegt, daß sie ihm, wie man's nennt, treu bleiben will — jedoch nur metaphysisch und ohne der Familie Verdruß machen zu wollen. Darauf kenn' ich sie. Enfin, sie hat ihn aufgegeben und er weiß das. Darum geht er auch wie begossen herum.“

„Aber der Schwur!“ meinte die Mama. „Du weißt, sie hat ihren Kopf.“

„Was man auch euphemistisch Charakter nennt. Nun ja! Wie lange hält das? — Auch Baron Felix weiß um die Sache, denn sie sagt ihm Alles. Hast Du

aber noch nie erfahren, daß man schließlich den Vertrauten nimmt? Und ist der zu gewissenhaft, was ich bezweifle, so haben wir noch immer den Husaren en reserve. Kein Mädchen bleibt Mädchen, wenn es nicht muß. Nach überstandener Liebe ist das Heirathen nur eine Zeitfrage. — Also Geduld, Mama! Mein Wort, ich bringe Dir den Paradiesvogel noch unter die Haube. — Noch Eins, was nicht gleichgültig ist. Carl Günters Abneigung gegen Baron Felix ist völlig vorüber. Sie stehen auf dem besten Fuß mit einander."

„Was beweist das? Oder was folgt daraus?"

„Eine Menge. Beide sind Idealisten und treffen in der Liebe zu der ditto Idealistin zusammen. Dem Aelteren ist die kostbare Schwester nur gut, der Jüngere ist zugleich der Bevorzugte. Nach Art dieser Schwärmer hat nun der ältere A zweifelsohne zu Gunsten des jungen B resignirt; das rührt aber den B, und da er die C ohnehin nicht kriegen kann (wir und die Welt stehen dazwischen), so gönnt er sie aus Edelmuth dem A, nur keinem Andern, keinem unbekannten X. Der X kann sie aber nicht bekommen — folglich — früher oder später wird das C Baronin Felix. — Das ist der Beweis aus dem Idealismus."

Die Fürstin war gewiß eine Frau von Geist und Scharfsinn und wenn sie das Verhältniß der beiden Männer im Ganzen ziemlich richtig beurtheilte, so reichte doch ihr klarer Verstand nicht aus, das innerste Wesen ihrer Schwester zu ergründen. In Justinen lag eine Gemüthstiefe, die der kindliche Chalybeus mehr ahnte als völlig erfaßte und begriff. — Carl Günter hatte sich aus Liebe zu ihr freiwillig von ihr verbannt. Als er, nicht ohne inneres Zagen, wieder in ihre Nähe trat, da kam sie ihm so freudig, so holdselig entgegen!

„Wir haben über Gott und Religion gestritten, lieber Günter," — sagte sie, — „das soll nicht mehr. Also Frieden!" Sie reichte ihm die Hand. „Ein Jeder bleibe bei seinem Glauben."

„Ich glaube an Sie!" versetzte Günter.

„Und ich an die Freundschaft. An einen Freund, der nicht gleich übler Laune wird, in die weite Welt läuft. Sie, unser treuer Chalybeus und der wahrhaft edle Felix — Ihr seid meine kleine Welt. Ich will Euch Alle behalten, keinen verlieren. Wie freu' ich mich auf den Winter! Unsere stillen Abende sollen auf's Neue beginnen, uns Alle einig finden. Alle! Nicht wahr?"

„Wer Ihnen werth ist, der soll auch mir theuer sein!“ versicherte der Freund.

„So ist's recht!“ rief Justine freudig aus. „Sie haben mich verstanden. Und nun genug davon. — Aber was hat der Herr? Wo sind Ihre Gedanken? Sie sagen kein Wort.“

„Ich höre Sie sprechen, vernehme die Stimme, die ich so lange entbehren mußte!“

„Mußten Sie's denn? Wir haben ein Jahr verloren, durch Ihre Schuld! Wie viel Gutes kann Einem in zwölf Monaten zu Theil werden! Aber man muß hübsch zusammen bleiben.“

„Und wenn die Trennung voraussichtlich dennoch der Schluß ist?“

„Nichts währt ewig, mein Freund!“ versetzte Justine nach einer kleinen Pause. „Darum muß man sich des Tages freuen, sich die paar schönen Stunden nicht durch Trübsinn verderben, verscheuchen. — Man wird mich wohl kaum des Leichtsinns zeihen, wenn ich festhalte, was ich besitze und mich daran erfreue, unbekümmert um das, was kommen mag. — Aber was soll kommen? Wenn ich bin und bleibe, wie ich bin, so setz' ich das Gleiche bei Denen voraus, die zu mir gehören, zu denen ich

gehöre. Was wechselt denn, wenn wir nicht wechseln, uns ändern? Auf mich können Sie zählen. Und soll ich an Ihnen zweifeln? Ich habe keinen Grund dazu."

Justinens Neigung zu Günter war so innig und warm, dabei so jungfräulich, so unschuldvoll, daß das liebe Mädchen keinen Wunsch hatte, als den Freund in der Nähe zu haben, und darin nichts Uebles sah.

Der junge Mann hatte einen Blick in den Vorhof ihrer schönen Seele gethan. Wie konnt' er auch ihrem holden Leichtsinn widerstehen, der ihn in ihren gefährlichen Umkreis bannte? Komme, was kommen mag! Er ging beglückt herum, wie ein süß Träumender vor dem Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit. „Wie begossen!" hatte das die Fürstin in ihrer Sprache genannt.

Das Verhältniß zwischen Günter und Baron Felix war, nach Justinens Wunsche, wirklich ein freundliches geworden, ja ein freundschaftliches. Nur über die genauere Definition eines „guten Oesterreichers" konnten die beiden Männer nicht recht zusammen stimmen.

Der halb politische, halb national-öconomische Vortrag, welchen Günter im Leseverein abzuhalten gedachte, war von der Polizei untersagt worden. Die jungen Sprudelköpfe und Heißsporne unter den Vereinsmitglie-

dern schrieen Zeter darüber. Der unterdrückte Redner zuckte die Achsel und theilte die Arbeit der Freundin mit, die davon entzückt war. Auch Baron Felix fand Vieles daran zu loben, erbat sich sogar eine Abschrift.

Im Leseverein hielt sich unser Günter mehr zu den älteren und gemäßigteren Elementen. So kam er auch in nähere Berührung mit Alexander Bach. Der geistreiche Advokat, damals im besten Mannesalter, talentirt, hochgebildet, mit den wichtigsten Processen und juristischen Gutachten betraut, war auch in den andern Literaturfächern mehr als bewandert und hatte durch Studium, Reisen und Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten verschiedener Länder seinen politischen Blick mehr als irgend ein Oesterreicher erweitert. Seine Rede war präcis und scharf, seinen Argumenten nicht leicht zu widerstehen. Manche seiner Gaben konnten an den geheimen Hofrath mahnen, den er jedoch in Schlagfertigkeit und Sicherheit des Auftretens weit überragte, wie ihm Jener vielleicht an humanem Sinne voraus war.

Günter fühlte sich gleich in der ersten Stunde zu dem reiferen Manne hingezogen, der ihm seine eigenen Gedanken, nur fertiger, ausgebildet und abgerundet wiedergab. Ueber die Nothwendigkeit einer neuen Consti-

tuirung Oesterreichs war keiner von ihnen im Zweifel. — „Wenn Italien nach Herrn von Metternichs Ausspruch nur ein geographischer Begriff ist, was ist denn unser Oesterreich?“ fragte Bach. „Eine staatliche Fiction! Weiter nichts. Wer ist denn ein Oesterreicher? Kein Ungar, kein Czeche, kein Pole, kein Italiener. Aber es hilft nichts! Sie müssen's werden“ — setzte er mit Ueberzeugung und mit dem ihm eigenen, schiefen Augenblinzeln hinzu.

Günter sprach von Friedrich List und seinem System der Colonisation Ungarns durch deutsche Einwanderer.

„Das kommt zu spät oder zu früh!“ unterbrach ihn der Advokat. „Wissen Sie, was Ungarn braucht? Ich setze voraus, daß seine alberne aristokratische Constitution mit Nächstem in die Brüche geht. Drei Dinge thun dort noth: Deutsches Geld, deutsche Schullehrer, deutsche Beamte. Straßen und Eisenbahnen, Bildung und gute Justiz! Damit thut man Wunder.“

„Und Freiheit, Herr! Hüben wie drüben! Das ist die Sonne, die Alles reift!“ rief der enthusiastische Günter.

Bach lächelte. Der junge Mann gefiel ihm aber. Ein Begeisterter ist immer zu benützen. Er führte ihn daher in seine Freundeskreise ein, wo man die Situation, in welcher wir damals schwebten, scharf auffaßte und wenn auch von Seite Günters im demokratischen Sinn, doch jedenfalls weit practischer und staatsmännischer als das bei den n.-ö. Landständen der Fall sein konnte, die weniger die Freiheit als ihre Freiheiten im Auge hatten.

Im Winter 1847—48 konnte man die Flügel des „Weltgeistes," dessen ein künftiger Minister erwähnen sollte, bereits rauschen hören. Wenn die ernsten Männer das Chaos herein brechen sahen und sich um Schutzmittel dagegen im Vorhinein beriethen, so wollte die feurige Jugend nicht zurück bleiben und regte und rührte sich in ihrer Weise. Studentendemonstrationen ständen mit Nächstem bevor, so raunte man sich einander zu und nannte bereits diesen und jenen Namen. — „Vivat! Nur Opposition!" riefen die Bürger und Spießbürger.

Es gehörte damals zum guten Ton, sich als Gegner der Regierung zu erklären und zu behaben, zumeist über den armen alten Metternich und seine bête noire, den Grafen Sedlnitzki, zu spötteln und los zu ziehen.

Die Zustände waren allerdings faul geworden und zeigten sich kaum mehr haltbar. Selbst die Administrativbeamten, auch die der Polizei, glaubten mit dem Strom schwimmen, mit den Wölfen heulen und folglich liberale Allüren annehmen zu müssen; sie ließen verbotene Bücher und Brochüren in Massen einschmuggeln, hielten dem lauten Schimpfen an öffentlichen Orten ein taubes Ohr entgegen, sahen bei dem täglich anwachsenden Spektakel bequem und unthätig durch die Finger. Hatte doch die sonst so strenge Censur sogar ein Lustspiel*) „durchgehen" lassen, in welchem das herrschende System offenbar verhöhnt wurde, und zwar auf den keuschen Brettern des Hofburgtheaters. „Blase" und „abwarten" wurden beliebte Schlagworte, die man sich höhnisch lachend einander entgegen rief. Das „System" saß dabei in der Loge und amüsirte sich königlich. „Auf mich ist's nicht gemünzt!" sagte jeder der drei Cerberusköpfe und freute sich über den Tort, der den andern Beiden angethan worden.

Der uns wohlbekannte Polizeimann und Regierungsrath Wenzel Rucicka mit seinem klaren Blick und

*) „Großjährig". Im November 1846.

seiner Begierde, empor zu kommen, sah aber die Sachlage etwas anders an, als jene schwachköpfige Kopf-Trias. Man hatte ihn zu „außerordentlicher Dienstleistung" bereits im Frühjahr 1846 nach Wien berufen, wo ihm die hohe Gnade zu Theil ward, dem Fürsten Staatskanzler mündlich über alle Details des galizischen Aufstandes berichten zu dürfen. — „Der Mann ist brauchbar, den merken Sie sich vor," — hatte sich der Fürst über ihn geäußert, indem er ihn dem Grafen Sedlnitzki empfahl. Der Herr Graf war eben eifrig mit der Censur der Wiener Theaterkritiken beschäftigt; noch um Mitternacht, wenn er aus den Soiréen heim kehrte, strich er ingrimmig jedes tadelnde Wort, welches sich irgend ein brutaler Recensent über eine beliebte Hofschauspielerin, Opernsängerin oder gar Ballettänzerin erlauben wollte. Zu seinem Erstaunen fand der arme Kritiker in dem gedruckten Zeitungsblatt am nächsten Morgen nicht selten das directe Gegentheil des Kunsturtheils, welches er am Abend vorher niedergeschrieben. Hatte er z. B. in lakonischer Kürze referirt: „Mlle. X sang heute schlecht" — so war das umgewandelt in: „Mlle. X sang heute vortrefflich, wie immer."

Man sieht, Wien war damals das Eldorado aller

Künstler — die Dichter etwa ausgenommen. Die honneten Leute überhaupt. Und da soll man nicht ein wenig revoltiren.

Rucicka war inzwischen wirklich Vater geworden und hatte sich in Wien mit Frau und Kind häuslich niedergelassen. Er war auch häufig auf kleinen Geschäftsreisen begriffen, was ihn aber nicht abhielt, auf den jurid. polit. Lesevereín (diesen kochenden Herd der Revolution, wie er sich in seinen Berichten äußerte) sowie auf die Umtriebe der Studentenschaft ein wachsames Auge zu richten. Auch einzelne Personen wurden insgeheim beobachtet, wie A. Bach, der längst als „bedenklich" bezeichnet war."

Obwohl Rucicka's geheime „Stimmungsberichte" an die oberste Polizeihofstelle von Monat zu Monat und von Woche zu Woche eine immer ernstere Färbung annahmen und er wiederholt auf entschiedene und schleunigst zu ergreifende Maßregeln angetragen hatte, so ward dem dienstbeflissenen Beamten doch niemals eine Erledigung auf seine Eingaben, geschweige eine Weisung oder ein bestimmter Auftrag zu Theil. Er dachte daran, sich seinem obersten Chef persönlich vorzustellen — doch eine Audienz bei Seiner Excellenz zu erlangen, war keine

kleine Sache. Jeden zweiten Tag fand ſich der arme Rucicka in den Vorzimmern des (man weiß nicht womit) ſo vielbeſchäftigten Polizeipaſcha ein, um nach ſtundenlangem Warten mit der Weiſung abgefertigt zu werden: „Se. Excellenz hätten keine Zeit“ — oder: „es wäre ſchon gut“. Es war aber gar nicht gut, daß die Excellenz beſtändig Zeit hatte und zwar hübſch lange Zeit, wenn etwa Mlle. Caroline Müller oder Madame Peche angemeldet wurde, oder wenn der Thürſteher die Vorzimmerthür weit aufriß, um Mlle. Fanny Elßler herein zu complimentiren oder gar die Diva, Jenny Lind, die ſonſt „unnahbare“, ſtrenge ſchwediſche Jungfrau. Auch dem hübſchen und geſelligen Zauberer Döbler, der die Wiener Damenwelt mit ſeiner Galanterie und mit ſeinem: „Noch ein Sträußchen“ entzückte, ward die Ehre zu Theil, mit Sr. Excellenz höchſt vertraulich converſiren und das Haupt der öſterreichiſchen Sicherheitsbehörden mit verſchiedenen neuen und höchſt ergötzlichen präſtidigitatoriſchen Kunſtſtücken à la camera ergötzen zu dürfen, während es dem demüthig harrenden Beamten und Bittſteller in der Antichambre vergeblich auf den Nägeln brannte.

Endlich war es unſerm Rucicka durch Vermittelung

eines Polizeihofraths gelungen, in das Sanctuarium der österreichischen police générale einzudringen. Er fand zuerst nicht die beste Aufnahme — doch der Namen Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich, den der Beamte geschickt einzuflechten wußte, „seines hohen und nie genug zu verehrenden Gönners", machte den Grafen etwas geschmeidiger. Dieser hatte selber Respect, wenn nicht vor dem Geiste, doch vor der Macht, ja Allmacht des Fürsten. — Rucicka erlaubte sich in aller Demuth, sich auf seine zahlreichen geheimen Berichte zu beziehen.

„Was für Berichte?" brummte der Graf verdrießlich und kramte unter den Actenstößen, die rings herum lagen, staubig und vergilbt. In des Beamten Seele dämmerte die schmerzliche Ahnung auf, sein hoher Chef dürfte die in Diensteifer und Dienstschweiß erzeugten Elaborate seines Untergebenen wohl nie eines Blickes gewürdigt haben.

„Lassen wir das Zeugs! Es muß verlegt sein" — meinte der Chef und warf sich in den Armstuhl. „Um was handelt sich's eigentlich?"

Rucicka, der seinen Mann kannte und den Thürsteher bereits zwei Mal klopfen hörte, befliß sich in seinem mündlichen Vortrag einer eben so lobenswerthen

als nothwendigen Kürze. Das Hauptlicht seiner succinten und lichtvollen Darstellung ließ er auf die Studenten und ihre geheimen Umtriebe fallen. Er überreichte ein paar Blätter, Namen wie Fischhoff, Buridan, Spitzer*) und andere standen darauf verzeichnet.

„Das sind ja Juden und Mediciner?“ sagte der Graf, herum blätternd.

„Die Mehrzahl, Excellenz.“

„Wollen die jungen Leute den Staat curiren? Unsinn! Wir sind nicht krank, befinden uns auf's allerbeste!“

Ein drittes, dies Mal lauteres Klopfen ließ sich vernehmen.

„Sehen Sie doch, was es ist,“ sagte der Chef ärgerlich.

Der Beamte öffnete beflissen die Doppelthüre. Der Leibkammerdiener trat ein, flüsterte dem Grafen in's Ohr.

„Ah!“ hauchte dieser, wie erfreut, und stand rasch auf. „Gleich. Im Augenblick. Ich lasse bitten — nur einen Moment.“

Die Thüren schlossen sich wieder.

„Nun, was soll's also? Geschwinde! Was soll's?“

*) Namen, welche zuerst in den Märztagen auftauchten.

Rucicka bat kurzweg um einen hohen Auftrag an die Polizeidirection, ein halb Dutzend der jungen Leute insgeheim und ohne Aufsehen verhaften zu lassen. Da er die Personen wie ihre Verhältnisse genau kenne, würde er, falls Se. Excellenz huldvoll geneigt wären, ihm die Untersuchung zu übertragen, die Aussagen eigenhändig zu Protokoll nehmen und darüber binnen vier und zwanzig Stunden mündlich zu berichten die „Gnade" haben.

„Sie gehen rasch!" meinte der Chef.

„Es ist vielleicht die eilfte Stunde, Excellenz!" erlaubte sich der Untergebene unterthänigst zu bemerken.

Der Graf sah ihn an, besann sich. „Ohne Aufsehen? Hm! Ich will mir's überlegen, muß auch erst mit dem Fürsten darüber sprechen und mit dem Grafen Kolowrat. Ueberwachen Sie einstweilen die jungen Leute. Ihr Diensteifer ist zu loben. Adieu."

Der Beamte zog sich mit den nöthigen Bücklingen zurück.

„Wieder nichts!" murmelte er in sich hinein. „Quos Deus perdere vult, dementat."

Der Thürsteher öffnete die heiligen Pforten.

„Ich bin heute sonst für Niemand zu sprechen," —

verkündete die Excellenz laut in das Vorzimmer hinaus und eilte der eintretenden, höchst elegant gekleideten jungen Dame entgegen, durch deren leichten Voile ein Paar der brennendst schwarzen Augen blitzten. — „Nun, Caton! Sind Sie endlich von Ihrer Kunstreise zurück? Wie ist's Ihnen ergangen? Und wo haben Sie sich so lange herum getrieben? Sie müssen mir Alles erzählen, Alles! Kommen Sie."

Damit reichte der galante Graf der Schönen den Arm und führte sie in das anstoßende Cabinet, dessen Tapetenthür man bald darauf verriegeln hörte.

Diese Scene fiel in den ersten Märztagen des Jahres 1848 vor, zur Zeit, als die Kunde von der neu gebornen französischen Republik und Kossuths Reden im ungarischen Landtage die Gemüther der Wiener auf's Heftigste entzündeten, zu deren Beschwichtigung die Regierung ein Circular an verschiedene Unterbehörden erließ, kraft dessen den Beamten verboten wurde, sich über die politischen Zustände in der Welt überhaupt, und die in Mailand insbesondere, in irgend einer Weise zu äußern oder sich darüber zu besprechen. *)

*) Faktisch.

Rucicka wartete wohl acht Tage und länger. Endlich, am zwölften März, kam ein geheimes Decret des obersten Polizeipräsidiums an das Präsidium der Wiener Polizeidirection, mit dem Auftrage, über die Personen eines gewissen Fischhoff, Buridan u. s. w. längstens binnen vier Wochen Bericht zu erstatten.

In der Nacht vom 12. auf den 13. März saß aber der Polizei-Dalai Lama ganz wohlgemuth in seinem Arbeitskabinet und strich das Epitheton „schläfrig", mit welchem ein Theater-Referent den damaligen Dramaturgen des Hofburgtheaters (einen Günstling des Grafen Kolowrat*) zu bezeichnen gewagt hatte. Die Excellenz setzte dafür: „eifrig" und ging zufrieden zu Bette, um sich am Morgen des ominösen Dreizehnten den Schlaf und — die Censur aus den Augen zu reiben.

Das todtgeglaubte Wien war aber nach dreien Tagen aus seinem Geistesgrabe auferstanden. Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zum Mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen.

Ende des ersten Bandes.

*) Holbein.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Umschlag-Druck der Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft.
Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.